

## Die Kupferstecher

### Johann Gotthard Müller und Friedrich Müller.

#### I. Herkunft.

Nach einer wohl verbürgten Tradition hat Schiller, als er seinen „Spaziergang“ dichtete, wenigstens bei den ersten Phasen seiner landschaftlichen Schilderung den Weg von Stuttgart nach Hohenheim<sup>1)</sup> vor dem innern Auge gehabt. An der Hand dieses erlauchten Führers ersteigen wir den „Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel“, und auf einmal „unabsehbar ergießt sich vor unsern Blicken die Ferne — und ein blaues Gebirg endigt im Duffe die Welt.“ Von der Schloßkuppel zu Hohenheim überblickt man die lange Kette der Schwäbischen Alb, die im Süden den Horizont begrenzt. Einzelne Berggestalten, reich an geschichtlichen Erinnerungen, treten kühn vor die Front, selbständig vom Fuß bis zum Scheitel, gleichwie nachdenkliche Geister und Charakterköpfe sich von der einförmigen Menge sondern.

Aber die ferne Romantik genügt uns nicht; die Erde hier unter uns, um uns laßt uns betrachten. Frei und offen dehnt sich die Hochfläche, nur kleine Waldbestände hemmen hie und da den Ausblick. Meilenweit streift das Auge fruchtbares Ackerland, überragt von den Kirchthürmen volkreicher Dörfer. Wenige ausschließlich landbautreibende Gegenden mögen eine so dichte Bevölkerung aufweisen. Hier nährt der Boden seinen Herrn. Eine ausgebreitete Obstkultur und ein berühmter Krautbau finden in der Hauptstadt lohnende Absatzwege. Doch ob schon dem Verkehr von drei Seiten geöffnet, ist dieses Stück Erde in sich abgeschlossen und hat auch seinen besonderen Namen: „Die Filder“. Frisch strömen hier oben die Lüfte, kräftig weht uns der Erdgeruch an. — Der Filderbauer ist im allgemeinen groß von Gestalt, stattlich und gesund. In ihrem tüchtigen, soliden Charakter ist sich diese Bevölkerung bis heute treu geblieben. Und das „heut wie alle Tage“, das Selbstbegnügen in der Gegenwart scheint aus den Zügen der Landschaft zu sprechen.

Allein das Schloß, auf dessen Kuppel wir stehen, weckt in uns historische Erinnerungen: hier lebte und starb Herzog Karl von Württemberg! An diesen Namen knüpfen sich alle die Vorstellungen, welche uns in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts versetzen: souveräne Fürstenmacht, höfischer Prunk, Entfesselung des Individuellen im Menschen, geniale Willkür! — Unter diesen Gedanken lassen wir unsern Blick auf einem unscheinbaren Kirchthurm haften, der dort hinter jener Bodenwelle auftaucht. Er gehört zum Dorfe Bernhausen, aus welchem der berühmteste Mann hervorgieng, den die „Filder“ erzeugt haben.

Um's Jahr 1640, in den letzten Zeiten des 30jährigen Krieges, war es, als aus „Aurach“, dem jetzigen Aurich, OA. Vaihingen, einer an der großen Heerstraße liegenden, damals besonders hart mitgenommenen Gegend, Melchior Müller, geb. 1604, in Bernhausen einwanderte und als Wirth sesshaft wurde. Selbst Witwer, heiratete er 1641 die Witwe Barbara des angesehenen Bürgers Hans Brodbeck. Er † 1669. Die fremde Familie schwang sich mit einer in bauerlich konservativen Kreisen doppelt bemerkenswerthen Raschheit zur leitenden Stellung auf. Nach dem Tode des Schultheißen Georg Brodbeck (1674—79), vielleicht eines Stieffohns von Müller, wurde Melchiors<sup>2)</sup> Sohn (geb. 1643), Michael Müller (1679) zum Schultheißen erwählt. Von da an blieb diese Würde mit einer einzigen kurzen Unterbrechung bis auf den heutigen Tag (durch 7 Generationen) bei den „Müller“, ein Beweis ihrer Wohlhabenheit, aber auch der Hochachtung, welche man ihren geistigen und Charaktereigenschaften zollte. Michael d. ä. † 1706, worauf ihm sein Sohn, Michael d. j., folgte, der Großvater unseres Helden. Er war zugleich

<sup>1)</sup> Vgl. auch Schillers Abhandlung „Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.“

<sup>2)</sup> Im Kirchenbuch von Aurich läßt sich die Familie noch zwei Generationen zurückverfolgen; Melchiors (III.) Vater (geb. 1572) und Großvater hießen ebenfalls Melchior.

Bärenwirth, Fürstlicher Schäferci-Verwalter und Stuttgarter Amts-Deputirter. Als er nach 40jähriger „Regierung“ im Alter von 67 Jahren starb (1745), wurde ihm an der Außenwand der Kirche zu B. ein Grabstein mit Wappen gesetzt, dessen lange Grabchrift mit folgenden Worten schließt: er „machte sich durch seine kluge Aufführung und große Erfahrung bey hohen und nideren beliebt und berühmt.“ Sein älterer Sohn Johannes Müller (geb. 1707) folgte ihm in den Aemtern, während er die Bärenwirthschaft an einen jüngeren Bruder abgab. Er verheiratete sich in zweiter Ehe am 10. April 1742 mit der 23jährigen Maria Regina Bischoff, Tochter des Johann Bischoff, Pfarrers in Bernhausen (von 1736—1755), einem Mädchen aus einer fogen. „Magister-Familie“.

Der jüngste Sohn aus dieser Ehe erblickte das Licht der Welt in Bernhausen den 4. Mai 1747 und erhielt in der Taufe den Namen: Johann Gotthard<sup>1)</sup>.

Eine Charakteristik seiner Eltern hat uns der Sohn selbst hinterlassen in Gestalt von zwei lebensgroßen Portraits (Brustbilder in Oel). Der Vater, eine hagere, sehnige Gestalt, welcher man trotz des Alters und eines leidenden Zuges ihre frühere Schönheit noch ansieht. Er ist halb über einen Stock gebeugt, dunkles, sechliches Haar bedeckt den Kopf; das Gesicht, glatt rasirt nach der Sitte der Zeit und der dortigen Bauern überhaupt, ist schmal und von scharf ausgeprägten Formen; die stark gebogene Nase läßt auf ein charaktervolles Profil schließen. Eine hohe, nachdenkliche Stirn, milder Ernst im Blicke — so setzt sich der Eindruck zusammen, den dies alte Gemälde auf den Beschauer macht. — Ganz anders das Bild der Mutter. Wir sehen eine Frau von mäßigem Knochenbau und derber Konstitution; mit gerader, ja steifer Körperhaltung, deren Eindruck durch die Rose, die sie zwischen den gespreizten Fingern hält, nicht gemildert wird; in den Zügen des runden, rothen Gesichtes liegt mehr Strenge als Weichheit, die hübschen lebhaften Augen scheinen ein gewisses stolzes Selbstgenügen und Sinn für das Praktische zu verkünden.

Man sagt, daß Poëten und Künstler den Kern ihres Wesens, das Beste ihrer Begabung von der Mutter zu erben pflegen. Bei unserem Müller scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. Freilich ist die Kupferstecherei die ernsteste, mühsamste aller Künfte; ihre Lorbeeren winken mehr dem nachdenklichen Fleiße als dem ungefühen Genie.

Müllers Mutter war es nun aber, deren Herkunft und wohl auch deren persönliche Wünsche seinem Leben die entscheidende Wendung gaben. Von ihren Söhnen überlebte außer Johann Gotthard nur der Erstgeborene Joh. Friedrich (1743—94) das Kindesalter; diesem sollte die Nachfolge des Vaters zufallen, und in der That blüht noch heute ein von ihm abstammender Familienzweig auf dem ererbten Besitz, biederb und voll praktischen Verstandes.

Für Johann Gotthard war eine andere Laufbahn vom Schicksal vorbehalten. Der Oheim, Johannes Bischoff jun., war Theolog wie sein Vater, dem er 1755 als Pfarrer von Bernhausen folgte. Es war natürlich, daß er im Verein mit seiner Schwester dafür stimmte, den kleinen Gotthard, bei dem sich Talent und Auffassungsgabe frühe zeigten, der Theologie zu weihen. Der Vater, intelligent, ohne selbst höhere Bildung genossen zu haben, mochte von Anfang an dem Plane nicht abgeneigt sein, um einen Preis, den seine Mittel erlaubten, den Sohn einer freieren Laufbahn entgegenzuführen. So gieng man denn systematisch zu Werke: Mutter und Oheim theilten unserem Gotthard den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben; hierauf, schon in seinem achten Lebensjahre, gab man ihn aus dem Haufe, die Schule des Lebens anzutreten, er kam (1755) zu seiner, um 12 Jahre älteren Halbschwester, Maria Barbara, die sich soeben mit dem Magister Johannes Kellenbenz verheiratet hatte; letzterer wurde im selben Jahre Pfarrer in Rieth (OA. Vaihingen) und an diesem Orte blieb Müller in seiner Kost und Lehre bis 1761. Einförmig genug mögen diese 6 Jahre für ihn verfloßen sein, aber er erwarb feste Grundlagen in der lateinischen und griechischen Sprache und fühlte sich später gewiß seinem Lehrer zu Dank verpflichtet; derselbe war in der Folge mehrmals Taufpathe bei Müllers Kindern, erreichte ein hohes Alter und starb 1803 auf der Pfarrei Nußdorf bei Rieth, wohin er 1781 versetzt worden war. — So wuchs M. in ländlicher Stille heran, während in Stuttgart glänzende Opern und Ballette an der Tagesordnung waren und jede Art von Ueppigkeit vom Hofe aus in die Familien drang. —

## 2. Theologie oder Malerei?

„Gymnasium illustre“ hieß die älteste und damals bedeutendste höhere Lehranstalt in Stuttgart; sie war neben den Seminarien die Haupt-Vorbildungsschule für das theol. Stift. In

<sup>1)</sup> „Gotthard“ war der Rufname; zur Wahl dieses ebenso seltenen als schönen Namens dürfte der Kalenderheilige des 5. Mai, des mutmaßlichen Tauftages, veranlaßt haben.

diese Schule, welche sich stets eines bedeutenden Rufes erfreute<sup>1)</sup>, trat der 14jährige Johann Gotthard nach dem Befehle seiner Eltern ein. Kost und Wohnung hatte er bei Christian Zimmermann<sup>2)</sup>, Präzeptor (seit 1764 „Professor“) der V. Klasse. Schnell gewöhnte sich Müller an den öffentlichen Unterricht, machte regelmäßige Fortschritte und konnte bald das Obergymnasium beziehen, welches in 2 Kl. (VI. u. VII.) die 4 höchsten Jahrgänge der damals 7klassigen Anstalt umfaßte. Seine Lehrer waren: der damalige Rektor Knaus<sup>3)</sup>, die Professoren Bilfinger<sup>4)</sup>, Dapp<sup>5)</sup>, Tafinger<sup>6)</sup> und der spätere Rektor Volz<sup>7)</sup>. Das Maß von klassischer und allgemeiner Bildung, welches er hier empfing, wurde, wie man sagen kann, für sein ferneres Leben nicht unmittelbar fruchtbringend; aber es verhalf seinem Wesen zu der Klarheit des gediegenen, vielseitigen Wissens und zu der Reinheit einer geläuterten Weltanschauung, Eigenschaften, die nicht allen Künstlern eigenthümlich sind. Im Herbst 1764 war Müller reif zum Abgang vom Gymnasium und zum Studium der Theologie, zu der er nach seinen eigenen Worten „vorzügliche Neigung fühlte“. Da wurde er durch höhere Einflüsse dieser Laufbahn entrißen.

Herzog Karl Eugen hatte (den 25. Juni) 1761 als Anfang zu einer „académie des arts“ eine Zeichnungsschule gegründet<sup>8)</sup>. Die Geschichte und Organisation dieser ersten vom Herzog geschaffenen Lehranstalt muß hier kurz berührt werden. Die Anregung dazu gab ihm der Gedanke, für die mehr handwerksmäßig-dekorativen Arbeiten bei seinen großartigen Schloßbauten Landeskinder heranzubilden, während bisher neben der künstlerischen Oberleitung auch diese Geschäfte hoch bezahlten Ausländern übertragen waren. Als Lokal für diese Schule wurde ein Gemach im rechten Flügel des neuen Schlosses bestimmt<sup>9)</sup>. Nach dem Schloßbrande vom 13. November 1762 wurde sie in den Prinzenbau verlegt (wo von 1751—76 die Kunktkammer sich befand). Lehrkräfte, sämmtlich unbefoldet, waren außer dem Theatermaler Bittio, der schon 1753 eine ähnliche „Akademie“ privatim errichtet hatte, vier weitere Professoren: die Hofmaler Guibal und Harper, der Theatermaler Colomba und der Bildhauer Le Jeune. Doch lehrten diese 5 Professoren nicht etwa neben einander, sondern es ertheilte je einer nach einem bestimmten Turnus den gesammten Unterricht. Derselbe war unentgeltlich und wurde in nur 2 Klassen ertheilt; auch beschränkte er sich auf 2 Lehrstunden an jedem Werktag. Er bestand in Freihandzeichnen, zuerst nach Vorlegeblättern, dann nach Gyps, endlich nach dem lebenden Modell. Dazu kam später ein Kurs in der Perspektive. Die Zahl der Schüler schwankte in den ersten Jahren um 100. Einer der ersten war J. G. Müller.

Lassen wir ihn selbst reden: „Als Herzog Carl im Jahr 1761 eine Académie des arts stiftete, bei welcher ein Jeder freien Zutritt hatte, benutzte auch ich diesen Umstand, und übte mich dort in der freien Handzeichnung nur eine Stunde des Tages, die mir im Gymnasium frei blieb. — Sehr bald entwickelte sich hier meine natürliche Anlage zu den bildenden Künsten, und schon im ersten Jahr bei den ersten Prüfungen erhielt ich einen Preis in der freien Handzeichnung. Diese schnelle Fortschritte in einer Kunst, die mir vorher nur dem Namen nach bekannt war, erweckten die Aufmerksamkeit der Professoren, und bald auch die des Durchlauchtigsten Stifters, Höchstwelcher durch den damaligen Commissaire-General der Akademie Regierungsrath

<sup>1)</sup> Freilich ließ der Lehrplan damals viel zu wünschen übrig und im Unterricht herrschte ein akademisch-rhetorischer Ton; die unreifen Geister wurden mit philosophischen Disziplinen gequält. [Beitr. z. Gesch. d. Stuttg. Gymn. im Programm 1879 von G. Lamparter.]

<sup>2)</sup> Joh. Chr. Zimmermann, geb. 1705, Präzeptor in Neuenstadt 1729—50, dann gleich an Kl. V. des Stuttg. Gymnasiums, † 1777. Bewährter Schulmann.

<sup>3)</sup> Joh. Christoph Knaus, geb. 1709, Prof. Gymn. 1741, Rektor 1761—74, wo er Prälat von Hirsau wurde; besonders als Prediger bekannt. † 1796.

<sup>4)</sup> Heinrich Chph. Bilfinger (1722—79) behandelte besonders die Sittenlehre.

<sup>5)</sup> Georg Dapp, geb. 1719, Professor 1752—70, lehrte Mathematik, als Prälat von Bebenhausen † 1807.

<sup>6)</sup> Joh. Andreas Tafinger, Stiftspredigers-Sohn, geb. 1728, Professor 1753—82, Rektor 1783—96, dann Prälat von Hirsau, † 1804.

<sup>7)</sup> Joh. Christian Volz, geboren 4. Juni 1721 in Dettingen bei Kirchheim, war der Primus seiner Promotion, wurde 1746 Repetent, 1749 Professor am Stuttgarter Gymnasium, wo er besonders Geschichte, Geographie und Logik lehrte; 1774 wurde er Rektor, und starb als solcher und als Prälat von Bebenhausen in Stuttgart den 23. Mai 1783. Bedeutender Historiker (1761 Ruf nach Tübingen). Vgl. auch Strauß, Kleine Schriften: Spittler.

<sup>8)</sup> Programm vom 17. Juni 1761, beistätigt durch Generalreskript d.d. Wildbad 25. Juni 1761 (siehe Reyfcher: Sammlung d. Württ. Gesetze Bd. XI 2. Thl. 1847 S. 259—263).

<sup>9)</sup> „S. Herzogl. Durchlaucht haben aus einer recht überfließenden (sic!) Gnade dabei erlaubt, daß diese Akademie in einem Gemach des neuerbauten prächtigen Residenzschlosses gehalten werde.“

Bühler<sup>1)</sup> mich mehrmalen auffordern ließ, mich den Künften zu widmen. — Der Wille meines Vaters aber und der Rath meiner Lehrer am Gymnasium hießen mich meinen Studienlauf verfolgen und die Uebung im Zeichnen als Nebenfache betrachten. Schon war ich eben im Begriffe, meine hiesige Laufbahn in dem herzogl. Gymnasium zu endigen und mich in das theolog. Stift nach Tübingen zu begeben, als ich von Seiten Herzogs Carl aufs neue und ernstlich aufgefordert wurde, mich den Künften zu ergeben.“

Der Herzog liebte es bekanntlich, ein wenig Vorsehung zu spielen, aber wer weiß, ob er diesmal durchgedrungen wäre, wenn sich nicht Professor Volz ins Mittel gelegt hätte, eine neutrale Persönlichkeit, da er zugleich Ehrenmitglied der „académie des arts“ war. Durch seine Vorstellungen zu Gunsten einer künstlerischen Laufbahn wurden die Anträge des Herzogs wirksam unterstützt. — „Unerachtet nun“, sagt Müller, „die mir von meinem Vater gegebene Bestimmung die zuverlässigste Aussicht auf künftige lebenslängliche Verforgung gewährte, so konnte doch mein Vater selbst den dringenden und mit wiederholten Versicherungen von künftiger Unterstützung und Verforgung begleiteten Aufforderungen nicht länger widerstehen.“ Der alte Müller willigte ein, und von Stund an zählte Württemberg einen Theologen weniger, ein kaum merklicher Verlust; bald sollte es einen Künstler mehr zählen, — ein großer Gewinn.

Am 4. September 1764 erfhien ein herzogl. Dekret, durch welches der „Studiofus Joh. Gotthard Müller um seiner in humanioribus und der Academie des arts gezeigten guten Profectuum willen“ mit einem jährlichen Stipendium von 100 Gulden zwei bewährten Künstlern als spezieller Schüler zugewiesen wurde: dem Bau-Direktor Pierre Louis Philippe de la Guepière zum Unterricht in der Civilbaukunst, zur Ausbildung in der Malerei dem Haupt-Professor an der Akademie des arts, dem berühmten Lothringer Nicolas Guibal (1725–84).

Wir stehen in der Periode des frivollsten Treibens am Hof und in der Gesellschaft, wo auf einen Rieger ein Montmartin gefolgt war; und wo selbst die Grundrechte der Verfassung gefährdet waren (bis zum Erbvergleich mit den Ständen 1770). — Allein unser Joh. Gotthard, der schlichte Sohn des flachen Landes, war und blieb unberührt vom Umgang und den Gefinnungen der höflichen Kreise; er widmete sich einzig seiner Kunst.

Wie lange und was Müller im Baufache studirte, darüber scheinen keine Nachrichten sich erhalten zu haben. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag damals jedenfalls auf dem Gebiete der Malerei. Sein Lehrer Guibal gehörte als begeisterter Schüler von Rafael Mengs der relativ besten Richtung zeitgenössischer Malerei an. Feurige Einbildungskraft, Erfindungsgabe verband er mit technischer Fertigkeit und blühendem Kolorit. Dazu ein „eindringlicher, reiner, klarer Vortrag“, unterstützt durch eine Fülle gelehrter Kenntnisse -- das alles machte ihn zur Grundfäule der „académie des arts“, der er von 1761–84 angehörte. Bei ihm eignete sich Müller jenen eigenthümlichen Sinn für das echt Malerische an, den er später in einer andern Kunst so wohlthuend bethätigen sollte.

Von Müllers Mitschülern bei Guibal nennen wir den als Aquafortisten später so geschätzten Karl Weißbrodt und den berühmten Heinrich Füger aus Heilbronn, der, 4 Jahre jünger als M., seit 1764 bei Guibal studirte. Mit ihm trat Joh. Gotthard in regen Wetteifer; dabei schloßen sie eine später wiederholt erneuerte Jugendfreundschaft; Fügers Portrait, eine sorgfältige Bleistiftzeichnung von Müllers Hand, existirt noch. Endlich war Leybold, Müllers späterer Schüler, seit 1766 in der Zeichnungsschule.

Im Jahre 1766 wurde die Kunstakademie nach der damaligen Residenz (seit 1764) Ludwigsburg verlegt, sehr zu ihrem Schaden, da die Professoren vermöge ihrer sonstigen Stellungen in Stuttgart wohnen bleiben mußten. Diese Schöpfung litt auch weiterhin unter widrigen Schicksalen durch Entfetzung eines „Garten- und Stukkator-Knaben“-Institutes (1770) auf der Solitude. Hier wurden die Professoren der Ludwigsburger Akademie ebenfalls zum Unterricht beigezogen (Harper 1770, Guibal 1773), wodurch ihre Kraft zersplittert ward.

Doch wir kehren zu Müller zurück und geben einen Ueberblick seiner noch vorhandenen Versuche und Leistungen in der Malerei. Schon erwähnt sind jene Portraits der Eltern; man erkennt sie leicht als Anfängerarbeiten, es fehlen die feineren Uebergänge im Kolorit. Ferner: eine Landschaft in Oel, Kopie nach Harper; Der Kopf eines schlafenden Kindes (kop. nach Guibal); Portrait von Guibal (kop. nach demselben); endlich die historische Komposition: die Weiber von Weinsberg, Kopie nach Guibal<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Albrecht Jakob v. Bühler, später Geh. Rath, geb. zu Dornstetten 1732, nach Montmartins Befeitigung Vertrauter des Herzogs, wirkte im Verein mit der Gräfin von Hohenheim für das Wohl des Landes. Er starb 1792. Müller zeichnete, wahrscheinlich als Akademiker, sein Portrait in Rothstein.

<sup>2)</sup> Müller'scher Versteigerungs-Katalog 1830.

Im Jahre 1769 erhielt Müller den I. Preis<sup>1)</sup> der Malerei. Nachdem er Guibals Anleitung 6 Jahre lang (1764—70) genossen, war es an der Zeit, dem jungen Künstler eine Studienreise zu ermöglichen. Es wurde ihm denn auch durch herzogl. Ordre vom 18. Juni 1770 ein Reifestipendium von 400 fl. jährlich bewilligt, aber unter ganz eigenthümlichen Bedingungen.

Herzog Karl, dessen Bauten große Summen verschlangen, und der so viele Ausländer in seinen Diensten hatte, sann immer nach neuen Mitteln und Wegen, das abfließende Geld irgendwie in sein Land zurückzuleiten. Dem ideenreichen Fürsten, der in diesem Falle durch irgend welche Eindrücke von seinen Reisen bestimmt sein mochte, „fiel,“ wie Müller sich ausdrückt<sup>2)</sup>, „der Gedanke bei, seinem Lande auch durch die Kupferstecher-Kunst in der Folge den Vortheil zu verschaffen, daß für dergleichen Arbeiten kein Geld außer Landes, sondern vielmehr durch dieselbe ins Land kommen sollte.“ Mit Feuer verfolgte der Herzog diesen Plan, der auch seiner Ruhmbegierde sehr zufagen mußte. Denn tief lag jene Kunst damals in Deutschland darnieder.

Die hohe Schule des Kupferstiches und Kupferdrucks war seit langer Zeit Paris. Dorthin wollte der Herzog einen jungen Künstler zur Ausbildung schicken, den er später für seine Zwecke brauchen könnte. Sein Auge fiel auf Gotthard Müller, den der vielvermögende Guibal als hervorragenden Zeichner vorgeschlagen hatte. Das war nun für Müller höchst ehrenvoll, aber auch sehr peinlich. Er möge selbst das Wort haben: der Herzog „forderte mich auf, mich dieser Kunst zu widmen und mit Erlernung derselben in Paris den Anfang zu machen. Ich stand damals schon in meinem 24. Jahr. In der Malerei war ich schon so weit gekommen, daß ich nicht nur einem glücklichen Erfolg meiner weitem Bemühungen entgegensehen durfte, sondern auch mit dem höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit voraus berechnen konnte, daß ich als Maler während meines Aufenthaltes in Paris von meinem eigenem Vermögen nichts würde aufsetzen dürfen. — Im Gegentheil war mit eben dem Grad von Gewißheit vorzusehen, daß ich bei Erlernung einer neuen Kunst eine beträchtliche Reihe von Jahren nicht im Stande sein würde, mir durch dieselbe etwas zu erwerben, daß mithin ein namhafter Zuschuß aus meinem an sich geringen Vermögen jährlich zu meinem dortigen Unterhalt erfordert werden würde. Lauter Gründe von Gewicht, die mich nothwendig von einer solchen Entschließung zurückschrecken mußten. — Doch auch diesmal war der Wille meines Landesherrn für mich Gesetz. — Zum zweitenmal ließ ich mir durch meinen gnädigsten Herrn meine künftige Laufbahn vorschreiben. Ich machte mir zur Pflicht, jenen auf die Ehre und das Wohl meines Vaterlandes abzweckenden rühmlichen Absichten entgegen zu gehen.“ —

### 3. Lehr- und Wanderjahre.

Müller sollte nach dem Wortlaut jener Ordre „zur Erlernung der Kupferstecherei, jedoch ohne die Malerei auf die Seite zu setzen“, auf einige Jahre nach Paris gehen. Da man leicht erräth, daß Müller kein künstlerisches Amphibium werden konnte und wollte, so drängt sich die Frage auf, ob durch das Aufgeben der Malerei sein Talent und seine Zukunft verdunkelt wurden?

Das Kriterium für eine Begabung zur bildenden Kunst ist ein feiner, durchdringender Formeninn. Er ist die werthvollste Morgengabe des Künstlers, aber zur Ausübung der Kunst genügt er nicht; das hat sich am auffallendsten an Goethe erwiesen, der sich so lange zum bildenden Künstler berufen glaubte. Zum künstlerischen Auge muß die künstlerische Hand hinzukommen, das angeborne durch Uebung nicht zu schaffende, nur zu steigende Geschick, die richtig gesehenen Formen richtig wiederzugeben. Dies geschieht durch die Zeichnung, zu welcher Müller eine unleugbare hohe Begabung hatte. Richtiges, verständnisvolles Zeichnen ist aber die Grundlage nicht nur der Kupferstecherkunst, sondern auch der Malerei. Stoßen wir doch in der Kunstgeschichte auf große Malernamen, deren Träger in ihren gezeichneten Kompositionen unsere Bewunderung erregen, in ihren Gemälden fast schülerhaft anmuthen. Obwohl keineswegs anzunehmen, daß Müller ein schwacher Kolorist geworden wäre, müssen wir doch das Schickfal preisen, das die Launen des Herzogs lenkte, denn weit segensreicher, als in der Malerei möglich, sollte Müller in der Kunst wirken, zu welcher ihn die Umstände drängten.

In Paris war damals der Einfluß einer Schule maßgebend, die in der Technik des Kupferstiches einen großen aber einseitigen Fortschritt herbeiführte. Man weiß, daß die großen

<sup>1)</sup> „Zur Austheilung der Preise wird alle Jahre auf das erfreuliche Geburtsfest S. Herzogl. Durchl. eine allgemeine Versammlung unter der höchst eigenen Aufsicht S. H. D. gehalten werden, bei welcher Gelegenheit ein Mitglied der Akademie eine der Sache gemäß feierliche Rede halten wird“ (Programm von 1761).

<sup>2)</sup> Promemoria vom 9. Januar 1797, das wir wiederholt citiren werden; abgedruckt in Wagners Karlschule.

Stecher von ehemals zugleich Maler waren, wodurch der allgemeine Charakter ihrer Stiche gegeben war. Im 16. Jahrhundert führte Heinrich Goltzius (1558—1617) durch rein technische Vervollkommnung der Strichmanier den Bruch herbei: es gab nach wie vor Maler-Radirer, aber der Kupferstich par excellence (Linienmanier) stand auf eigenen Füßen. Er entwickelte sich von da ab in zwei Richtungen. Die freiere, der Radirung genäherte, kam in den Niederlanden durch den Einfluß von Rubens zu fast ausschließlicher Geltung. Weit consequenter, schulmäßiger möchte man sagen, entwickelte sich die andere, welche uns ins 18. Jahrhundert hinüberleitet. Sie erhob sich von den rein plastisch-technischen Prinzipien des Goltzius zu freier künstlerischer Meisterschaft. Masson gelangte in Wiedergabe der verschiedenen Stoffe mit ihrer mannigfaltigen Lichtwirkung zur höchsten Meisterschaft; der nach Paris versetzte Niederländer G. Edelinck vereinigte die widerstrebenden Richtungen. Mit diesem in Technik, Formgebung und Tonwirkung gleich großen Meister erreichte der Kupferstich einen seiner Höhepunkte.

Sollte nun eine neue Blüte dieser Kunst möglich werden, so mußte zunächst eine Wendung eintreten, die vom künstlerischen Standpunkt aus als Rückschlag erscheint. Es mußte gleichsam der Weg, den Goltzius betreten, auf einer höheren Stufe nochmals eingeschlagen werden; mit anderen Worten: das Technische der Kunst mußte in einer ganz neuen Richtung gesteigert werden. Der Urheber dieser Wendung, die sich ein halbes Jahrhundert nach Edelincks Tode in Paris vollzog, war merkwürdiger Weise (oder sollen wir sagen: bezeichnender Weise?) ein Deutscher. Johann Georg Wille (1715—1808), Sohn eines Müllers aus der Gegend von Gießen, gieng, mehrerer Handwerke überdrüssig geworden, nach Straßburg, wo er mit Georg Friedrich Schmidt zusammentraf, der sich schon in Berlin dem Kupferstich gewidmet hatte; nach rasch geschlossener Freundschaft wanderten sie im Jahre 1736 nach Paris, wo auch Wille zum Kupferstich übergieng. Durch Schmidt dem Maler Hyacinthe Rigaud vorgestellt, machte er bald sein Glück; 1761 stach er das Portrait des Marquis de Marigny, ein berühmtes Werk, welches ihm die Aufnahme in die Akademie eintrug. Seit 1758 in Frankreich naturalisirt, begann er jene epochemachende Wirksamkeit als Lehrer in seiner Kunst.

Aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Italien und Frankreich selbst strömten ihm die Schüler zu. Unter den ersten waren Vincenz Vangelisti aus Florenz (1761—66) und der berühmte Jakob Matthias Schmutzer (1733—1811) aus Wien, bei Wille 1762—66.

Bei Betrachtung von Willes Kupferstichen leuchtet schon dem Laien ein, daß hier Fleiß und Geschicklichkeit die Originalität der Begabung weit überwiegen. Durch eine erstaunliche Schärfe der Linienführung und Regelmäßigkeit der Abstände erzielt er ganz neue Effekte. Pelzwerk und glänzende Stoffe, Seide, Glas, Metall sind täuschend wiedergegeben, während die Fleischpartien nicht selten den Eindruck des Harten und Kalten machen. Willes stets gleichmäßige Linienführung ist ein Zeugnis für eine bewundernswürdigen sichere Hand, aber gegen die künstlerische Auffassungsgabe. Seine Weise, so brillant sie ist, wird zur einförmigen Manier und hier gilt Longhis Wort: „das Schöne ist immer schwer, das Schwere aber nicht immer schön.“ Allein gerade durch Strenge und Peinlichkeit seiner Methode war Wille wie kein anderer zeitgenössischer Künstler zur Lehrthätigkeit berufen. —

Dies war der Zustand der Kunst in jener Epoche. Werfen wir noch einen Blick auf das öffentliche Leben. Es waren die letzten Zeiten der elenden Regierung Ludwigs XV. Am 10./17. Mai 1770 führte der Dauphin die österreichische Prinzessin Marie Antonie als Gattin heim und man sah der Zukunft mit froheren Erwartungen entgegen. Ein neuer Aufschwung schien sich der verfunkenen Nation auf allen Gebieten zu bemächtigen. Dies gab sich zunächst in einer Erregung der Geister kund. Paris sehnte sich nach einer öffentlichen Kundgebung seiner Gefühle. Daher die allgemeine Beleuchtung am 17., daher die offizielle Ovation der Stadt am 30. Mai 1770 mit dem denkwürdigen Feuerwerk auf der Place Louis XV.; — der Tag schloß mit einer furchtbaren Katastrophe und der Tod von 600 Menschen brachte einen plötzlichen Umschwung in die Gemüther. —

Nicht lange nachher, (im Juli 1770) betrat der „Herzoglich württembergische Pensionär“ Johann Gotthard Müller zum ersten Mal die Metropole. Damit beginnt die wichtigste Periode seines Lebens: in dieser Zeit that er den großen Schritt von der eifrig strebenden Jugend zur durchgebildeten Meisterschaft. Es ist sehr zu bedauern, daß uns in sein damaliges Leben und Treiben kein intimer Einblick vergönnt ist, denn sein Briefwechsel mit der Heimat scheint in neuerer Zeit verloren gegangen zu sein. Doch weiß man nach Familientradition, daß er die paar ersten Jahre unter angestrengter Arbeit und mit größter Sparsamkeit dahinbrachte.

Aus dem Auktions-Katalog von 1830 geht mit ziemlicher Evidenz hervor, daß Müller 1770—73 die Zeichnungsschule der Acad. S. Luc., 1773—76 diejenige der Académie royale besuchte. Einer seiner ersten Schritte war es jedenfalls, sich an Wille zu wenden, der schon so manchem

jungen Deutschen liebevoll unter die Arme gegriffen hatte. „Als er zu mir kam,“ schreibt Wille, „hatte er noch nie einen Grabstichel in der Hand gehabt.“ Doch seinem eifernen Fleiße gelang es, sich in Jahresfrist die Technik soweit anzueignen, um einen ersten Versuch veröffentlichen zu können, den er nach einem Bilde seines verehrten Meisters Guibal stach. Es ist dies l'Innocence, ein Mädchen in halber Figur mit Lamm, im Haar einen Blumenkranz. „G. Müller sc. 1771.“ Seine folgenden Arbeiten waren 3 Kopieen nach Altmeistern des Kupferstiches, sowie 3 Stiche nach Genrebildern von P. A. Wille, dem Sohne. — Er wagte sich nun an eine Arbeit, welche die Kunst des Stechers herausforderte: durch die (schwarzen) Linien des Grabstichels die Formen eines nackten Körpers wiederzugeben, welcher hell beleuchtet ist. Der Stich läuft unter dem Namen: „La Nymphe Erigone“ (1773). In berechtigtem Stolz schrieb Müller an den obern Rand: Erste Platte; und lange Jahre nachher spricht er sich aus: „Meine ersten Arbeiten in dieser Kunst mögen zeugen, wie viel Mühe ich mir gab, den Absichten meines Landesvaters zu entsprechen, und meinem Vaterland Ehre zu machen. Die Widmung trägt den Namen des Herzogs Karl, als erster Beweis der Dankbarkeit. Die Vorschule hatte Müller nun hinter sich und wir können uns nach seinem gefälligen Leben umsehen.

Hier eröffnet sich uns eine Quelle in J. G. Wille's: „Mémoires et Journal,“ 1857 erschienen, einem höchst werthvollen Werk, das vor unsern Augen ein farbenreiches Bild der gleichzeitigen Künstlerkreise entrollt, reich an fesselnden Einzelheiten. — Das Haus, welches Wille schon seit 1745 bewohnte und nach und nach ganz in Beschlag nahm, hatte nur 4 Fenster Front, aber eine sehr günstige Lage am „Quai des Augustins,“ im Künstlerviertel und doch dem großen Verkehr benachbart. Aus seinen Fenstern sah man auf die Cité mit den malerischen Thürmen des altersgrauen Palais de Justice! Zur Linken führte der berühmte Pont neuf in das elegante Paris des Nordwestens, zur Rechten markirte der Pont St. Michel eine der Hauptverkehrsadern zwischen beiden Stadttheilen. — Das örtlich so leicht zugängliche Haus war es auch in sozialer Beziehung. Fremde aus den hohen und höchsten Ständen, sowie Künstler deutscher Zunge besuchten Wille in großer Anzahl. Es möge genügen, hier den Freiherrn H. v. Dalberg (1771, 1775) sowie Karl August von Sachsen-Weimar (mit Knebel 1775) zu nennen. — Der Meister besaß sehr interessante Sammlungen, die er auf allen Kunst-Auktionen zu vermehren bemüht war; sie füllten ein Stockwerk seines Hauses. — Wille führte ein glückliches Familienleben mit seiner Frau, einer Pariser Bürgerstochter, und zwei Söhnen, von welchen der Erstgeborene, Pierre Alexandre, um ein Jahr jünger als Müller, sich zum Maler ausgebildet hatte. Die Familie von Wille's Schwager Chevillet, ebenfalls Kupferstecher, gehörte zum Hause; eine Art von Intimus war der drollige Baader. — Daudet und Parizeau, ältere Schüler von Wille, erschienen häufig. Müller selbst war, nach seiner ausdrücklichen Versicherung in hinterlassenen Papieren, nicht förmlicher Schüler von Wille, aber er benützte seinen „Rath und Umgang“. Wille's „élèves“, die zum Theil schon sehr jung zu ihm kamen, um ein bestimmtes Jahrgeld beständig unter seiner Aufsicht arbeiteten, ja von denen Einer oder der Andere auch im Hause wohnte, — auch sie trugen zur Belebung des Kreises bei. Der hoffnungsvollste unter ihnen war damals der hochbegabte Charles Clément Bervic, (1756—1822), welcher, 9 Jahre jünger als Müller, 1770 eingetreten war. Daneben nennen wir den Dresdener Chrn. Gottfried Schulze, kurf. sächsischen Pensionär bei Wille 1772—82. Für Wille arbeiteten auch Müllers Kollege von Ludwigsburg her, Karl Weisbrodt, „der zu Allem Willige“, und Karl Guttenberg aus Nürnberg. — Von Müllers speziellen Freunden sind zwei zu nennen: der Schweizer Maler Kymli, der sich ihm noch 3 Jahrzehnte später als treuen Freund erwies; und — die folgenreichste Bekanntschaft, welche Johann Gotthard in Paris machte — Friedrich Tischbein. Dieser junge Maler, geb. 1750, kam im J. 1772 in die Seinestadt und wurde von Wille, als Neffe des Hofmalers Tischbein in Kassel, eines alten Freundes, sehr zuvorkommend aufgenommen. Dort knüpfte sich zwischen ihm und unserem Helden eine Freundschaft fürs Leben.

In solcher Umgebung nun überließ sich auch Müller dem Lebensgenuß und der heitern Geselligkeit. In Wille's Hause gieng es besonders am Namenstag des jovialen Mannes (24. Juni) und am Dreikönigstag lustig zu; vor allem aber wußte sich Wille im Herbst zum Mittelpunkt eines interessanten Künstlertreibens zu machen. Er war seit langen Jahren gewohnt, Ende August oder Anfang September mehrtägige Streifzüge in die Umgebung von Paris zu unternehmen, theils zur Erholung, theils um Landschaftsbilder nach der Natur zu skizziren und besonders seinen Schülern dazu Gelegenheit zu geben. Stets waren diese Ausflüge nach Süden gerichtet, ihr Ziel war Longjumeau, das jetzt so populäre Städtchen, 2 Meilen von Paris. Auch Müller machte diese Ausflüge ein paarmal mit, so 1772 (30. Sept. bis 4. Okt.) in Gesellschaft von Parizeau, Tischbein, Baader und P. A. Wille; noch existiren Rothstiftzeichnungen von seiner Hand, Bauernhäuser

mit ländlichem Zubehör; und eine Zeichnung in Rothstein von Parizeau (1772): „J. G. Müller dessinant à la campagne“. Im Aug.—Sept. 1773 waren Parizeau, Vangelisti, Weber, Nadal, Tischbein, P. A. Wille und Müller mit von der Partie; aus diesem Jahre ist eine Originalskizze in Rothstein von Müller, die den alten Wille in ganzer Figur von rückwärts darstellt. — In Wille's „Journal“ finden sich viele ergetzliche Einzelheiten über diese Touren. 1773 heißt es: „nous nous sommes tous très-bien portés pendant notre campagne, mangeant et buvant avec le plus grand appétit. Les plaisanteries étoient sans fin, et sans cesse nous trouvions de quoi rire.“ Die größte Heiterkeit erregte Baader „le plus grand farceur de la terre“.

Müllers äußere Erscheinung in jener Zeit ist uns durch ein treffliches kleines Portrait von Kymli's Hand nahe gerückt (in Oel auf Kupfer gemalt, Familienerbstück). Joh. Gotthard ist in halber Figur sitzend dargestellt; er unterstützt mit der Linken einen bespannten Holzrahmen, worauf ein Kopf entworfen ist; mit der Rechten greift er über den Rahmen in die Brust. Es ist ein bedeutender Kopf mit edler Stirn und Nase; im Blick der lichtbraunen Augen verbindet sich ein Rest von der Naivetät des Bauernsohns mit einem klugen, lebhaften Ausdruck. —

Indessen nahm die Weltgeschichte ihren Lauf. Am 10. Mai 1774 starb Louis XV. in Versailles, sein Enkel folgte ihm als Louis XVI. auf dem Throne; „prince de grandes espérances et de qualités très-éminentes“, wie man damals meinte.

Ehe wir unsern Müller in die arbeitsvollen Jahre 1775—76 eintreten lassen, seien einige anerkennende Urtheile über sein bisheriges Wirken erwähnt, die ihm aus der Ferne zukamen. Ein Gönner von ihm, der württembergische Regierungspräsident Eberhard Freiherr v. Gemmingen (1726—91), durch Geist und Bildung hervorragend, richtete, als ihm M. eine Arbeit überfandt hatte, einen schmeichelhaften Brief an ihn. — Lavater in Zürich wandte sich 1774 mit einem bewundernden Schreiben an ihn: „Nicht so unbekannt sind Sie mir, als ich's vermutlich Ihnen bin. Ich habe unvergleichliche Arbeiten von Ihnen gesehen. Von der Meisterhand, von der diese Arbeiten herrühren, wünsch' ich in ein Werk, das mich itzt beschäftigt, wenigstens auch ein Paar Stücke.“ — Gemeint sind die vielgenannten „Physiognomischen Fragmente“ (1775—78). Müller lieferte nur einige Vignetten.

Nach so schmeichelhafter Anerkennung seiner bisherigen Leistungen setzte Müller alles daran, die Stufe der Meisterschaft zu erklimmen. „In den letzten Jahren meines Pariser Aufenthalts,“ schreibt er, „schlug ich manche Arbeiten aus, die mir zwar die Befreiung meines Unterhalts sehr erleichtert — zugleich aber mich gehindert haben würden, in meiner Kunst zu einer höheren Stufe zu steigen.“ Er wandte sich in richtigem Instinkt dem Fache zu, in welchem der verdorbene Zeitgeschmack am besten zu umgehen war, dem Portrait.

Bildnisse zu stechen mußte Müllern auch noch in anderer Hinsicht rätlich erscheinen: er wollte das äußere Zeichen vollendeter Künstlersehaft, die Würde des Akademikers, erringen; dazu gehörte aber neben aller Kunst auch etwas Gunst, besonders wenn es sich um einen Ausländer handelte. So entstand zunächst (1775) der Stich nach einem jugendlichen Selbstportrait von Jean Bapt. Pierre (1704—89), der seit 1770 premier peintre du roy und Direktor der Akademie war. — Dann folgten die beiden Probestücke, die nach altem Herkommen jeder Aspirant der Akademie vorlegen mußte. Diese Portraits, „gravés pour la réception“, stellen zwei frühere Akademiker dar: Louis Leramberg (1617—70), sculpteur du roy, nach N. S. A. Belle, mit der Jahrszahl 1776, aber 1775 gestochen, und Louis Galloche (1670—1761), peintre ordinaire du roy, nach L. Tocqué 1776. Diese zwei trefflichen Stiche, in denen neben der Einwirkung Wille's schon ein selbständiger Stil zu erkennen ist, wurden am 30. März 1776 der Akademie vorgelegt, worauf Müller einstimmig als Mitglied aufgenommen wurde.

Wille berichtet darüber: „Je me rendis à l'assemblée de l'Académie royale, où M. J. G. Müller, mon élève, avoit fait exposer deux portraits qu'il avoit gravés pour la réception: l'un est celui de Leramberg, sculpteur, et l'autre celui de Galloche, peintre, dont l'Académie lui avoit confié les tableaux. J'y eus la satisfaction de voir recevoir mon élève avec applaudissement; il n'eut pas une seule voix contre lui, et, après les cérémonies d'usage et avoir prêté serment entre les mains du secrétaire, il prit sa place à l'assemblée.“ Weiter heißt es: „M. Müller est grand et bel homme, très-régulier dans sa conduite. Il a fait des progrès rapides, puisque, lorsqu'il vint chez moi il n'avait jamais manié le burin. Il est sujet du duc de Wurtemberg et son pensionnaire. Il doit retourner cette année à Stuttgart, dont je suis très-fâché; il auroit faire revivre la bonne manière qu'on doit employer à graver le portrait.“ — Goethe's Freund Merck, ein gewiegter Kupferstecher, fällt im Deutschen Merkur 1777 (I, S. 205) ein sehr anerkennendes Urtheil über die beiden Stiche.

Wille fieng an, auf M. stolz zu werden; schon im Februar hatte er ihn dem zufällig anwesenden Markgrafen von Baden-Durlach vorgestellt. Am 13. April 1776 wurde Müller die

Ehre zu Theil, bei Gelegenheit der Zuerkennung der „prix de Rome“ in der Akademie durch Wille dem Generaldirektor derselben vorgestellt zu werden.

Im Februar 1776 verweilte auch Müller's Landesherr, Herzog Karl, in Paris, der sich, wenn uns auch keine Notiz hierüber zu Gebote steht, persönlich von Johann Gotthard's Fortschritten überzeugt haben dürfte.

Noch ein Werk hatte Müller sich vorgenommen in Paris zu vollenden: das Portrait seines verehrten Lehrers, dem er so viel verdankte. Es war schon 1763 von dem bekannten J. B. Greuze, einem alten Freund Wille's, gemalt, und Müller hatte es im Mai 1775 von diesem letztern entlehnt. August 1776 vollendete er den Stich, und während Wille's Herbstausflug überraschte er dessen Frau mit einem Exemplar „tout encadré“. Dem Meister selbst machte es große Freude: „mon portrait gravé par M. Müller, . . . est le meilleur des cinq différents qu'on a gravés.“ Er benützte es zu Geschenken an frühere Schüler (Schmutzer) und an diejenigen Freunde, die er am meisten verehrte; v. Quandts schönes Wort sei hier angeführt: „Wäre Wille nicht selbst unvergeßlich, so wäre er durch dieses Portrait verewigt worden, in welchem Müller die Eleganz des Stiches seines Meisters mit der Kraft des Tons, welcher Schmidt's Arbeiten auszeichnet, verband und welches er mit dem ihm eigenen Sinn für malerische Wirkung vollendete.“

Des Zusammenhangs wegen und um hier keinen Mißton aufkommen zu lassen, verschieben wir die Darlegung der peinlichen Geschäfte, welche Müller im Sommer 1776 abzuwickeln hatte, auf den nächsten Abschnitt. Nachdem diese Geschäfte erledigt waren, rückte der Abschied von Paris heran.

Wir wissen aus einem Schreiben Müllers an den Herzog Karl aus dem Jahr 1777, daß demselben, als er Paris zu verlassen im Begriffe war, „die vortheilhaftesten Anerbieten im Namen des Königs<sup>1)</sup> gemacht worden waren, um ihn länger daselbst festzuhalten“, allein unser Joh. Gotthard war ein zu guter Patriot, um dem entschiedenen Ruf seines Landesherrn nicht Folge zu leisten, der nun den Zweck von Müller's Aufenthalt in Paris für erreicht ansah. „Diesem Ruf“, schreibt M. „ließ mich das Gefühl der Dankbarkeit folgen. — Ferne war es von mir, durch erregte Schwierigkeiten, durch Vorstellung meiner günstigen Ausichten und durch überspannte Bedingungen dem an mich ergangenen Ruf auszuweichen oder meinem gnädigsten Landesherrn seine landesväterlichen Absichten zu erschweren. Mit der Willigkeit eines getreuen und dankbaren Unterthanen gieng ich denselben mit wichtigen Aufopferungen entgegen.“

Im Oktober 1776 mußte Müller sich endlich zum Abschied von der ihm lieb gewordenen Weltstadt anschicken. Wille's Tagebuch mag für uns reden: „Le 29. Octobre 1776: M. Müller, de Stuttgart, pensionnaire du duc de Wurtemberg et mon élève, a soupé chez nous en prenant congé pour s'en retourner en Allemagne, ayant été mandé par le duc, son maître, après six ans de séjour à Paris. Nous avons invité à ce souper M. M. Weisbrodt, Kimli, Baader, Pariseau, Kruthofer et Aumont. Tout le monde y étoit très joyeux. Après le souper vers les onze heures et demie, M. Müller embrassa un chacun, la larme à l'oeil et me remercia encore en particulier de ce que j'avois fait pour lui et me pria de lui conserver mon amitié<sup>2)</sup>; il fit la même prière à madame de Wille, et partit pour se mettre à la diligence allant à Mannheim, par curiosité pour y voir le nouvel opéra allemand: die Pfalzgrafen, qui y doit être représenté le 4 du mois prochain. M. Müller emporte toute mon estime, étant aussi honnête et poli qu'il est habile dans la gravure; il est bien fait, très-grand de sa personne. Quelques jours auparavant je lui ai encore fait présent de plusieurs estampes de moi, qui lui manquoient. Je lui ai donné une lettre pour M. Guibal, premier peintre de duc de Wurtemberg, dans laquelle je lui rends justice de toutes manières, etc., comme aussi une lettre de recommandation pour M. Köbell, peintre de l'électeur palatin“<sup>3)</sup>.

Müller kehrte also über Mannheim, wo er sich ein paar Tage aufhielt, nach Stuttgart zurück im Monat November 1776. —

#### 4. Karls-Akademie und Kupferstecher-Schule.

Die Hauptstadt war in ihre Rechte wieder eingetreten: im Frühjahr 1775 verlegte der Herzog die Residenz nach Stuttgart zurück und in die Kleinstadt<sup>3)</sup> von 16 000 Einwohnern kam wieder Leben und Bewegung. Aber ein Leben ganz anderer Art. Waren im vorletzten Jahr-

<sup>1)</sup> Zugleich bekam er (durch Vermittlung der Familie Tischbein?) einen Ruf nach Cassel (1776).

<sup>2)</sup> Einen Brief Wille's an M. aus dem folgenden Jahr bewahrt die Familie; derselbe fließt über von Scherz und Humor, seine Ueberschrift lautet: „Mein werthe Herr Sohn!“ und die Unterschrift: „Meines edlen und achtbaren Herrn und Sohnes unterthäniger Diener

Wille.“ [Haakh.]

<sup>3)</sup> Vgl. Kläiber, Stuttgart vor hundert Jahren. 1870.

zehnt Hof und Theater, Schaugepränge und Sinnenluft die Angelpunkte gewesen, um welche sich alles drehte, so hatte sich der Herzog, besonders seit dem Erbvergleich mit den Ständen, der seiner Willkür ein Ziel setzte, edleren Bestrebungen zugewandt. Und nun sollte in Stuttgart ein geistiges Centrum, eine große Pflanzstätte der Bildung geschaffen werden.

Auf der Solitude war aus der 1771 gegründeten „militärischen Pflanzschule“ ein städtischer Organismus erwachsen; 1773 wurde sie in eine „herzogliche Militärakademie“ verwandelt. Und schon 1774 geschah durch Errichtung einer juristischen Abtheilung ein Eingriff in die Sphäre der Landesuniversität. Auch für die Medizin ward eine eigene Abtheilung errichtet, als der ganze Unterrichtskomplex 1775 nach Stuttgart verlegt wurde. Die Solitude, 1763 als Jagdschloß entstanden, erlebte ihre Glanzperiode zugleich mit der Residenz Ludwigsburg, mit welcher sie durch jene mathematisch gerade Straße verbunden war; nun wurde das Schloß der Waldeinsamkeit überlassen; wo sich bisher junge Leute als Zöglinge getummelt hatten, schulte nun Vater Schiller bedächtig junge Bäume; sein Sohn aber zog mit der Akademie hinab nach Stuttgart.

Die ganze Anstalt wurde in jenem weitläufigen Gebäude hinter dem Residenzschloß untergebracht, das noch heute den Namen „Akademie“ führt. Im Jahr 1746 als Kaserne erbaut, aber für den Hof verwendet und nun seit 11 Jahren leer stehend, bedurfte es nur einer entsprechenden Einrichtung, um für die Anstalt brauchbar zu sein. Der Herzog machte es zur Bedingung seiner Rückkehr nach Stuttgart, daß diese Einrichtung von der Stadt befragt werde; der Magistrat leistete denn auch einen Beitrag von 20 000 fl. Ein weiterer Flügelbau (der Speisefaalflügel, Architekt H. Fischer) wurde errichtet und das Ganze konnte am 18. Nov. 1775 bezogen werden.

Der zweite Hauptbestandtheil der Akademie ist noch nicht erwähnt. Der Keim dazu war die Stukkator- und Gartenknabenschule, an der sich ein verzweigter Kunstunterricht entwickelte. Zur Pflege der musischen Künfte, oder vielmehr aus Sorge um den Nachwuchs für's Theater, entstand eine Musik-, Tanz- und Theatersehule. Alle diese Anstalten wurden als Bestandtheile der (fälschlich so genannten) Militärakademie betrachtet und mit ihr nach Stuttgart verlegt; dazu kam noch die übrigen von ihrer Solitude Filiale fast schon aufgelegene Académie des arts aus Ludwigsburg. — Zur Oberleitung dieses in seiner Art einzigen Instituts bot sich dem Herzog ein Mann, der durch seine Laufbahn wie durch das Imponirende seines Wesens und seine Fügsamkeit am rechten Orte gleich geeignet dazu war. Christoph Dionysius v. Seeger (1740—1808) war schon als Hauptmann auf der Solitude Vorstand der militärischen Pflanzschule; nunmehr wurde er zum Intendanten der Akademie ernannt und bald darauf zum „Obrist“ befördert (1778).

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den verwickelten Organismus des Ganzen auch nur in den Grundzügen darzulegen<sup>1)</sup>. Doch über die Stellung der Künstler, welche  $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$  aller Zöglinge ausmachten, sei hier das Nöthige gesagt. Während die Studirenden der Fakultätsfächer je nach Stand und Alter in Cavaliersöhne (eine Abth.) und Eleven, letztere wieder in Honoratiorensöhne (zwei Abth.) und prinzipiell mit ihnen gleichberechtigte Söhne aus dem Volke (zwei Abth.) zerfielen, waren die „Künstler“ eine untergeordnete Klasse. Ohne Rückblick auf die Herkunft der Einzelnen und auf die Verschiedenheit der allgemeinen Bildung, welche diese und jene „Kunst“ erfordert, wurde einerseits die Architektur, Malerei, Bildhauerei mit der „Stukkatorkunst“ und der „Gartenkunst“, andererseits die Musik mit der „Tanzkunst“ auf Eine Stufe gestellt; es wurden alle Kunstschüler zusammen in besondere Schlafabtheilungen verwiesen und von höherem Unterricht sowie von der Erlangung des akademischen Ordens<sup>2)</sup> ausgeschlossen. „Von 1775 an milderte sich indeß die Härte dahin, daß unter den Künstlern selbst eine Scheidung in eine höhere und eine geringere Abtheilung sich vollzog. Maler, Bildhauer, Architekten, Tonkünstler durften im Unterricht an dem philologischen, zum Theil auch an dem philosophischen Cursus der Studirenden Antheil nehmen, um dann erst in ihre auch mit theoretischen Vorlesungen vortrefflich ausgestatteten Fachschulen überzutreten. So erklärt es sich, daß die vielen Karlsruhler, die in der Kunst sich einen Namen erworben haben, auch durch den Ruf wissenschaftlicher Bildung der Anstalt Ehre machen.“

Dies gilt zum Theil auch von den Kupferstechern, deren Schule 1776 als neue Abtheilung (Ste) hinzukam. Am 23. November 1776 trat unser Müller<sup>3)</sup> in den Verband der

<sup>1)</sup> Vgl. Klaiber: „Programm des Stuttg. Real-Gymnasiums 1873.“

<sup>2)</sup> Andererseits wurde ihr Ehrgeiz, wie der aller Akademiker, durch die Preisvertheilung am Stiftungstag (14. Dez.) rege erhalten.

<sup>3)</sup> „Miller“ ist der Name in dem betr. Formular geschrieben; diese früher ihm selbst eigenthümliche Schreibung hatte M. schon 1771 aufgegeben.

Akademie ein. Er hatte das Glück, nachdem er die Zeiten der Verflumpung im Ausland verlebte, unmittelbar am beginnenden Aufschwung, an einer Fülle geistiger Bestrebungen theilzunehmen. Mit dem Titel eines „premier graveur de S. A.“ und eines „Professors der Kupferstecherkunst“ an der Akademie trat er sein Amt an. Die Fixirung seines Gehalts scheint Schwierigkeiten gemacht zu haben, da der Intendant Seeger unter dem 30. Dez. 1776 über eine darauf bezügliche „Exhibition“ Müllers an den Herzog berichtet. Durch Geh. Rath Bühler wurde die Sache geregelt und festgesetzt, daß Müller jährlich 1000 fl. baar aus der herzoglichen Generalkasse zu beziehen habe. Ein Monat jährlich wurde ihm zu freiem Gebrauch verwilligt. —

Wenn sich der Herzog bei der Organisation der „wissenschaftlichen“ Abtheilung seiner Akademie durch das Interesse an der Sache und durch die Aussicht auf europäischen Ruhm leiten ließ, war es ihm bei den „Künstlern“ vorwiegend um den materiellen Gewinn zu thun, vor allem bei der Abtheilung für Kupferstich; diese sollte eine umfassende „industrielle Betriebsanstalt“ werden. Ein solches Ueberwiegen der technischen Seite mußte hemmend und störend auf einen Künstler wie Müller wirken. Der Herzog, welcher sich dieser Einsicht nicht verschloß, wie ihm M. „mit dankbarer Empfindung“ nachrühmt, hatte ihn deshalb ein halbes Jahr zuvor ermächtigt, sich in Paris nach einer Hilfskraft umzusehen. Da die Umstände für diesen Zweck einen Deutschen erforderten, war Müller in seiner Wahl ziemlich beschränkt. Er entschied sich für Karl Guttenberg in Paris, einen Nürnberger (geb. 1743, somit älter als M.), welcher ebenfalls Wille's Schüler und ein tüchtiger Künstler war. Man stellte ihm anheim, seine Bedingungen zu machen, über welche M. im Juli 1776 durch Guibal an den Herzog berichtete. Sie wurden angenommen und am 15. Juli ein Dienstvertrag aufgesetzt; allein schon am 14. August 1776 mußte Müller nach Stuttgart berichten, daß Jener unter allerlei Vorwänden die Unterschrift verweigere, „und auch in der Folge war er auf keine Weise mehr abzubringen.“ So blieb unserem Müller nichts übrig, als auch den Unterricht in den mechanischen Grundzügen selbst zu übernehmen.

Aber mit noch größeren Schwierigkeiten hatte er nach einer andern Seite zu kämpfen. Es handelte sich um die so dringende Errichtung einer Kupferdruckerei; geeignete Kräfte dazu waren in Deutschland nicht aufzutreiben. Müller klagt: „Die Kupferdruckerei vorzüglich ist der Gegenstand, der mich beinahe bestimmen mußte, Paris nie zu verlassen. Auf meine Vorstellung, wie unendlich schwer es sei, in meiner Kunst vorzügliche Werke zu Stande zu bringen, ohne einen kunstverständigen Kupferdrucker bei der Hand zu haben, erlaubte mir Höchstdieselbe einen solchen auf Kosten des Instituts aus Paris kommen zu lassen. Allein vorzügliche Männer in diesem Fach, deren es immer sehr wenige gibt, wollten entweder Paris um keinen Preis verlassen, oder wurde der Erfolg durch überspannte Forderungen vereitelt. Ich mußte mich also bequemen, die hiesige Kupferdruckerei selbst einzurichten, und ich kann versichern, daß dieses Geschäft, so wie die beständige Leitung ungeübter Arbeiter, bei derselben mir mehr Zeit und Mühe gekostet hat, als der Unterricht der der Kupferstecherei gewidmeten Zöglinge selbst.“

In dem frei und offen gelegenen Akademiegebäude<sup>1)</sup> war der äußere südwestliche Flügel durchweg zu Lehrzwecken bestimmt. Im anschließenden Theile der Hauptfront lagen im zweiten Stock drei Lehrzimmer für Kupferstecherkunst; ein Professoratszimmer<sup>2)</sup> und das Kupferstichmagazin, theils nach der heutigen Neckarstraße, theils nach der Hoffseite; im dritten Stock wurde die Kupferdruckerei eingerichtet.

In diesen Räumen eröffnete Müller den Unterricht mit nur drei Schülern, wie es scheint, wozu jedoch in nächster Zeit einige weitere kamen. Es traf sich gut, daß sein erster Jünger Leybold war, der die Schuljahre hinter sich hatte und ihm als trefflicher Zeichner an die Hand gehen konnte. Joh. Friedrich Leybold, eines Bäckers Sohn aus Stuttgart, war geboren 1755; Schüler der Académie des arts 1766, wurde er 1770 in die militärische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen, wo er bei dem Stukkator Sonnenschein arbeitete; 1772 gieng er auf Guibals Rath zur Malerei über, welche er im Miniaturfach mit großem Erfolge betrieb; sogleich bei der Gründung der Kupferstecherschule trat er in dieselbe ein und widmete sich seitdem vorwiegend dem Kupferstich. Er erhielt in den Jahren 1772—81 zwölf Preise. — Der zweite Schüler war Necker<sup>3)</sup>, der dritte Schlotterbeck<sup>4)</sup>. — Joh. Chr. Eckard (geb. 1757) und Nikolaus

<sup>1)</sup> Vergl. die offizielle Beschreibung der Hohen Karlschule von Baz (1783).

<sup>2)</sup> Müller's kleines Zimmer lag fast in der Ecke des Hofes.

<sup>3)</sup> J. L. Gabriel Necker, geb. 1756, trat 1770 in die Militärpflanzschule, 1776 bei Müller ein. Als Kupferstecher unbedeutend.

<sup>4)</sup> Chr. Jakob Schlotterbeck, geb. 23. Juli 1757 zu Böblingen, 1774 in die Akademie aufgenommen, wurde wahrscheinlich schon 1776 Müller's Schüler. Vom Steinhauerfohn arbeitete er sich zum tüchtigen Künstler empor.

Heideloff (geb. 1761), Bruder des berühmteren Malers Viktor H., wuchsen der Anstalt etwas später zu. Ein sehr nützliches Mitglied sollte Gottlieb Friedrich Abel (geb. 1763) werden. — Zu diesen Schülern der ersten Periode (vor 1781/82 eingetreten) kamen noch zwei Ausländer: Macarius Balleis aus Bayern (geb. 1761); endlich Jakob Rieter aus Winterthur (geb. 1758). Im Jahr 1781 befanden sich acht Zöglinge für Kupferstechen in der Anstalt, wogegen man nur sieben Maler zählte. —

In der Akademie war die Zahl der Stunden, — „theils für den Unterricht, theils für Vorbereitung und Wiederholung bestimmt, für alle Abtheilungen ausnahmslos und unbedingt auf 8 im Tage fixirt, von 7—11 Uhr und 2—6 Uhr“; keine freien Nachmittage, im ganzen Jahr keine Ferien (bis 1784)! — Es scheint, daß für die Ausbildung der Kupferstecherzöglinge ca. 5 Jahre als Normalzeit angenommen wurden; wenigstens gelang es Müller trotz aller Schwierigkeiten, seine ersten Schüler so zu fördern, daß Leybold und Necker am 15. Dezember 1781 zu Hofkupferstechern mit je 300 fl. Gehalt ernannt wurden.

Die Liebe seiner Schüler hatte M. sich bereits in hohem Maße erworben; als Beweise davon sind Geburtstagsgratulationen, enthusiastisch im Style der Zeit verfaßt, aber doch von innerer Wärme belebt, aus den Jahren 1779 und 1780 erhalten. — So sehr aber er durch sein Amt in Anspruch genommen war, er blieb dem Leben nicht abgewandt und dachte bald daran, eine Familie zu gründen. Im damaligen Stuttgart war der Galthof zum Adler eines der angesehensten Einkehrhäuser. Der Besitzer: Georg Friedrich Schnell, der später (1785) zur Würde eines Rathsverwandten berufen wurde, war schon damals ein sehr angesehener Bürger. Er hatte auch Grundbesitz bei der Stadt; 1776 verkaufte er 1¼ Morgen Land bei der Akademie an den Herzog zur Anlage des Akademiegartens. — Mit Regine Margarethe Ziegler aus Heilbronn seit 1751 in zweiter Ehe verheiratet, sah er einen Kranz von Töchtern heranblühen. Eine davon hatte dem Reg.-Sekretär Sattler, Sohn des württ. Historikers, die Hand gereicht; eine andere, Christiane Catharine, heiratete einen Bruder des Intendanten, den Hauptmann Benj. Conrad Seeger († 1787); das bildschöne „Lottchen“ aber war noch im Vaterhause. Charlotte Catharine Schnell war geboren am 28. Mai 1760; ihr galten Müller's Bewerbungen; sie wurden günstig aufgenommen, und schon am 7. Mai 1777 konnte er das 17jährige Kind als die Seinige heimführen<sup>1)</sup>. Die Ehe ließ sich glücklich an; das Jahr darauf war Johann Gotthard der Vater eines Töchterchens. Der Intendant der Akademie, Obrist von Seeger, nun ein „schwäbischer Schwager“ des Künstlers, erwies Müller die Ehre, bei dem Kinde Pathe zu stehen. Neben ihm erschien der alte Müller, dem es noch vergönnt war, sich der Enkelin zu freuen. Auch des Sohnes mußte er sich nun wohl freuen und konnte dem Schicksal nicht mehr grollen, daß es seinen Gotthard zum Künstler statt zum Theologen bestimmt. Johannes Müller, schon lange kränklich, weshalb er 1766 das Schultheißenamt an seinen ältern Sohn übergeben hatte, starb bald nach dem frohen Ereignis den 20. Dez. 1779 im Alter von 72 Jahren. Die Mutter war ihm schon 1773 vorgegangen.

Müller's Umgang war mannigfacher Art: auf der einen Seite die blutsverwandten und verschwägerten Familien, auf der andern die Kreise der Akademie. Johann Gotthards alte Lehrer und Gönner lebten noch: Rektor Volz, Guibal u. A. Von seinen übrigen Kollegen an der Kunstakademie seien noch genannt Harper und der alte Weißbrod; letzterer war der Vater seines Jugendfreundes, und Hofmaler 1773—90. — Adolf Friedrich Harper (1735—1806) war Landschaftsmaler und arbeitete viel mit Guibal zusammen, später wurde er dessen Nachfolger als Galeriedirektor. — Von weiteren Professoren der Akademie nennen wir den Hofmedikus Reuß, dessen Wappen Müller 1779 stach. Ferner war er befreundet mit Georg Friedrich Vischer (1738—89), Oberbibliothekar und Professor der Heraldik und Numismatik (1777); er radirte dessen Bildnis nach eigener Zeichnung.

Seine Korrespondenz aus dieser Zeit darf nicht unerwähnt bleiben. Lavater schrieb ihm 1778 zweimal; es handelte sich um jene prächtige kleine Radirung: der h. Hieronymus, die Müller nach eigener Komposition für Lavater vollendet hatte; sie ist der Vorläufer erneuter künstlerischer Thätigkeit. — Im Jahr 1779 schreibt ihm J. B. Pierre, Direktor der Pariser Akademie: „Wann werden die Umstände Ihnen gefatten, hieher zu kommen und uns zu besuchen und selbst in Frankreich sich niederzulassen? Wir haben Ihrer nöthig!“

<sup>1)</sup> Noch existirt ein gedrucktes Festgedicht in bombastischem Stil „auf die Müller- und Schnellische Verbindung“; es beginnt:

„Die große Schwester freit, das reizende Exempel  
Wirkt auf die Kleine stark, auch sie eilt in den Tempel  
Und streckt am festlichen Altar  
Dem besten Mann entzückt das treue Händchen dar.“

Aber Müller wollte seinem Vaterlande treu bleiben; denn schon 1779 hätte sich Gelegenheit geboten, der Ueberbürdung mit handwerksmäßiger Arbeit zu entgehen. Durch Vermittlung des Kunsthändlers Artaria<sup>1)</sup> in Wien erhielt er von der österreichischen Regierung einen Ruf nach Mailand — die erste Anfrage scheint schon 1776/77 geschehen zu sein — um daselbst ein Kupferstecher-Institut von ähnlicher Art zu errichten. „Es wurde mir“, schreibt Müller, „freigestellt, die Bedingungen, unter welchen ich den Platz annehmen wollte, selbst an die Hand zu geben. Meine Treue und Anhänglichkeit gegen meinen Landesherren ließ mir aber auch diesmal nicht zu, davon Gebrauch zu machen.“ Die Stelle erhielt später Vangelisti, und man braucht unter dessen Schülern nur an Longhi zu erinnern, um zu ermessen, welchen Ruhm Müller durch seine Selbstverleugnung verscherzte. Seine junge Schöpfung und die Beziehungen zur Heimat lagen ihm zu sehr am Herzen.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß 1780 Freund Tischbein in Stuttgart gewesen sein muß. Er hatte inzwischen als Pensionär des Fürsten von Waldeck in Italien weiter studirt und war vor Kurzem (1779?) Hofmaler in Arolsen geworden. Er malte (in Stuttgart) 1780 Müller's Frau mit dem Kinde in Pafell, ein höchst anmuthiges Bild<sup>2)</sup>, das hochberühmt werden sollte.

Stuttgart war von hohen Fremden damals stark besucht; der Ruf der Akademie zog sie an: am 7. April 1777 erschien daselbst Kaiser Joseph II. mit Cobenzl und Colloredo; das Jahr 1779 brachte bekanntlich Goethe und Karl August, die am 14. Dez. d. J. dem Stiftungsfest beiwohnten.

Inzwischen hatte Müller nicht ganz auf seinen künstlerischen Fortschritt verzichtet. Leider fand er in Stuttgart kein seiner Kunst würdiges Gemälde, wie sie ihm in Italien in großer Zahl zu Gebot gestanden wären. Er wählte also ein nicht eben vornehmes Bild des derben Rembrand-Schülers Govaert Flinck aus der gräf. Hohenheim'schen Galerie<sup>3)</sup>: „Alexander d. Gr. tritt seinem Hofmaler Apelles die Sklavin Kampaspe ab.“ Der Stich war schon im November 1780 soweit gefördert, daß er um die Erlaubnis bitten konnte, ihn der württemb. Prinzessin, Großfürstin Marie Feodorowna<sup>4)</sup> widmen zu dürfen. Nachdem er aus Petersburg eine bejahende Antwort erhalten, richtete er am 15. März 1781 ein Urlaubsgeſuch an den Herzog. Er wollte seine Platte in Paris drucken lassen, da es ihm noch nicht gelungen war, einen gewandten Kupferdrucker zu bilden. — „Was den Unterricht bei denen mir gnädigst anvertrauten Eleven betrifft, so können die Schwächern diese kurze Zeit unter der Anführung des Eleven Leybold ohne allen Anstand fortarbeiten, die übrige aber getraue mir zu ihrer Arbeit so vorzubereiten, daß sie meine Abwesenheit bei derselben wenig oder gar nicht merken sollen.“ — Er macht noch darauf aufmerksam, daß er vier Jahre ununterbrochen fortgearbeitet habe, ohne den Monat, welchen ihm der Herzog jährlich zu seinem Gebrauch verwilligt habe, zu benützen. Dem Gesuch wurde denn auch bereitwillig Folge gegeben und ihm ein zweimonatlicher Urlaub ertheilt. —

Müller trat also seine zweite Reise nach Paris an, diesmal nicht allein, sondern in Gesellschaft seiner liebenswürdigen jungen Frau. Gegen Ende April etwa kamen sie in Paris an<sup>5)</sup>. Müller wickelte so rasch wie möglich seine Geschäfte ab. Doch da „die guten Druckereien übersetzt“ waren, sah er sich genöthigt, um eine Verlängerung des Urlaubs bis (Mitte) Juli zu bitten; auch dies wurde bewilligt. An seinen „Schwager“, den Intendanten, schrieb er 10. Juni 1781: „Meine Kollegen von der Akademie rathen mir sehr, noch bis Ende August hier zu bleiben, damit ich noch von dem Salon<sup>6)</sup> profitieren könnte. Allein so nützlich es mir auch wäre, eine so große Anzahl verschiedener Kunststücke in Einem Saal beisammen zu sehen, so kann ich mich nicht

<sup>1)</sup> Karl Artaria hatte 1770 in Wien einen schnell zu Ruf gelangten Kunstverlag gegründet, welchen später die Nachkommen seines Veters Franz A. fortsetzten.

<sup>2)</sup> Dieses Bild, erst kürzlich wieder in der Porträtausstellung des württ. Kunstvereins zu sehen, war im September 1860 im Verein mit den Porträts von Müller selbst und seiner zweiten Frau in Stuttgart in der Kunstausstellung vom 15.—18. Jahrhundert, die der Künstlerverein „Bergwerk“ im Königsbau veranstaltete.

<sup>3)</sup> Das Palais der Gräfin von Hohenheim (dann bis 1797 des Erbprinzen Friedrich, bis 1816 des Erbprinzen Wilhelm), entsprach dem jetzigen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Die dortige Gemäldegalerie enthielt relativ bessere Stücke als die herzogliche.

<sup>4)</sup> Einer Nichte des Herzogs, die sich lebhaft für Müller interessirte. Die Korrespondenz vermittelte Baron Heintz Ludwig Nikolay (1737—1820), russ. Geh. Rath (1801) und Direktor der Akademie der Wissenschaften (1798), ursprünglich Lehrer des Großfürsten Paul, Dichter in Wielands Art.

<sup>5)</sup> Wille's Tagebuch hat eine große Lücke von 1777—83, sonst würden wir gewiß von öfterem Zusammensein mit Joh. Gotthard hören.

<sup>6)</sup> Jene alljährliche, schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts eingeführte Ausstellung von Kunstwerken, welche damals im August und September stattfand (jetzt Mai und Juni).

dazu entschließen, wenn ich mir auch Hoffnung machen dürfte, die Erlaubniß dazu zu erhalten. Ich bin zu sehr an eine ordentliche Arbeit gewöhnt, als daß ich ohne diese seyn könnte.“ — Sodann berichtet er von dem jungen Maler Hetsch, der 1780—82 in Paris weilte, er habe schon gute Bekanntschaften und mache sich seinen Aufenthalt in Paris sehr zu nutze.

Endlich erschien der Stich unter dem Titel: *Alexandre vainqueur de soi-même*, mit der Widmung an Maria Feodorowna. Es ist sein erster Stich nach einem Historienbilde. Froh der erledigten Arbeit hätte er nun in die Heimat zurückkehren können, allein das Verhängnis kam über ihn. In jenem Brief an Seeger heißt es: „es will meiner Frau hier gar nicht gefallen und sie wünscht sich je eher je lieber nach Stuttgart zurück. Hierüber wundere ich mich gar nicht, denn es gehört längere Zeit dazu, um Paris angenehm zu finden.“ Kurz darauf wurde die junge Frau von einem hitzigen Fieber ergriffen und starb zu Paris im Juli 1781 in der Blüte der Jahre<sup>1)</sup>.

Müller aber wich einfilbig und in sich verfunken nach seiner Rückkehr allen Fragen aus. Es war der erste große Schicksalsfehler in seinem Leben. —

### 5. Hohe Schule. — Künftlerthum.

Am 22. Dezember 1781 wurde die Akademie durch ein kaiserliches Diplom zur Universität mit drei Fakultäten erhoben. Kaiser Joseph II., der sich durch persönliche Anschauung von der Universalität des Unterrichts überzeugt hatte, entsandte noch im selben Jahre 1777<sup>2)</sup> den Generalmajor Grafen Kinsky zur Zeit der Prüfungen nach Stuttgart, um alle Einrichtungen der Anstalt genau in Augenſchein zu nehmen. Als sodann der Kaiser zur Selbstregierung gelangt war, zögerte er nicht lange, die von reformatorischem Geiste durchdrungene Schöpfung des Herzogs vor den Augen von ganz Deutschland zu erheben. Obwohl sie des Fachstudiums der Theologie entbehrte, obwohl die Zahl ihrer Zöglinge bisher kaum über 350 gestiegen war, verdiente die Akademie vollauf ihre Gleichstellung mit den höchsten Lehranstalten, denn schon war Schiller aus ihr hervorgegangen und in ihrem Schoße wuchsen Cuvier u. A. ihrem Welt-ruf entgegen.

Die Anstalt erhielt jetzt den Titel und Namen „Hohe Carls-Schule“ (eigentlich Carls Hohe Schule) und außer der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät wurden noch drei weitere festgesetzt: die militärische, die ökonomische und die Fakultät der freien Künfte. Bald darauf wurde durch Zulassung von Stadtstudirenden („Oppidanern“) die Zahl der Schüler bedeutend gesteigert.

Die Entwicklung bis hieher stellt sich „als ein mit bewunderungswürdiger Sicherheit und kühn vorsehrender Folgerichtigkeit sich vollziehender Prozeß dar, der freilich nur der hingebendsten Liebe eines um die Geldmittel niemals verlegenen fürstlichen Erziehungsenthusiasten gelingen konnte.“ — Der Herzog befand sich vorläufig am Ziel seiner Wünsche; noch Einmal flammte die alte Festfreudigkeit in seinem Herzen auf. Stuttgart und Umgebung wurde der Schauplatz rauschender Vergnügungen. Eine solenne Feier des Geburtsfestes der Reichsgräfin von Hohenheim, 10. Januar 1782, eröffnete den Reigen. Es folgten vom 11.—17. Februar die großartigen Einweihungsfeste der Akademie, die zugleich dem Geburtstage des Herzogs (11. Februar) galten. Deputationen der Universitäten, der geistlichen Fürstenthümer, des Adels, der Reichsstädte verherrlichten jene Tage<sup>3)</sup>.

Nachdem sodann am 14. Juli die feierliche Inauguration des Prorektors<sup>4)</sup> stattgefunden, (Rector magnificus war der Herzog selbst), brachte der Herbst nochmals eine prachtvolle Feier zu Ehren des russischen Großfürsten, spätern Kaisers Paul, der vom 15.—28. September mit seiner württembergischen Gemahlin, Marie Feodorowna, nebst deren Vater, Prinz Friedrich Eugen, auf Besuch in Stuttgart war. Bekannt ist jenes Fest auf der Solitude am 22.—23. September 1782, dessen geräuschvolle Verwirrung Schiller benützte, um aus seinem Vaterlande zu entfliehen. —

Und Müller? Daß es nicht in seiner Natur lag, sich thatenlosem Trübsinn zu überlassen, wissen wir. Trotzdem müssen wir annehmen, daß er sich diesmal nur auf gewaltfame Weise der

<sup>1)</sup> Die Tradition hat versucht, diese plötzliche Katastrophe mit einem Theaterbrande in Verbindung zu bringen. Dieses Märchen zu widerlegen, zitiren wir noch folgende Stelle aus Müller's Brief: „Letzten Freitag Abends (8. Juni 1781) brannte der hiesige Opern-Saal ab. Man sagt es seyen 17 Personen dabei zu Grund gegangen.“

<sup>2)</sup> Anno 1777 feierte die Tübinger Hochschule ihr (wenig beachtetes) 300jähriges Jubiläum.

<sup>3)</sup> Festbeschreibungen in der „Stuttgardischen priv. Zeitung“ (1782).

<sup>4)</sup> Joh. Friedrich Heyd, Prof. jur. (1773—86), Regierungsrath.

lähmenden Trauer zu entschlagen wußte, sonst bliebe es unerklärt, — bei dem edlen Ernst seiner Lebensauffassung, der aus allen seinen Handlungen hervorleuchtet, — warum er schon ein halbes Jahr nach der Katastrophe seinem Kind eine zweite Mutter gab. Die Erzkorene hieß Rosine Schott. In Blaubeuren am 16. Dezember 1761 geboren, war sie die Tochter des Oberamtmanns Joh. Christian Schott, aus einer altwürttembergischen Beamtenfamilie; ihre Mutter Wilhelmine Magdalena war eine geborene Groß und seit 1751 mit Schott vermählt. Die Hochzeit wurde zu Urach, wohin der alte Schott seitdem veretzt war, gefeiert, am 15. Januar 1782<sup>1)</sup>. Die Ehe war glücklich; neun Kinder entsprangen ihr in den folgenden sechzehn Jahren. Der älteste Sohn wurde am 11. Dezember 1782 geboren. Es war der später so berühmte und so unglückliche Johannes Friedrich Wilhelm<sup>2)</sup>; „schon in seinem zweiten Jahre befielen ihn böartige Blattern und legten wahrscheinlich in seinen zarten Körper die Keime jener schwächlichen und hypochondrischen Constitution, an welcher er später zu leiden hatte und welche sein trauriges Ende hervorrief.“

Das fröhliche Wesen der Frau half über vieles hinweg. Ihr 1782 von Friedrich Tischbein in Pastell gemaltes Porträt ist noch heute ein theures Familienstück; es ist das Brustbild eines hübschen schlanken Weibes mit gepudertem Haar und einem sonnig-heitern Ausdruck in den Gesichtszügen; nur haftet dem Ganzen etwas von jener Süßlichkeit an, die in jener Zeit den Beifall des Publikums hatte; und Tischbein war ein Kind seiner Zeit, er liebte zu schmeicheln; eine ganz andere Natur als sein großer Vetter, Goethes Freund. Als beliebter Portraitmaler war er viel auf Reisen, es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn wir ihn 1782 wieder in Stuttgart vermuthen müssen. Als Seitenstück zu der Frau malte er Johann Gotthard<sup>3)</sup> ebenfalls in Pastell, und auf seine Anregung führe ich ein Pastellbild Müller's zurück, welches die erste Frau von dessen Schwager Joh. Christian Schott darstellt; letzterer (geb. 1755) seit kurzem Oberamtmann in Sindelfingen, heiratete 1781 Luise Dorothea Weckherlin; Mann und Frau verewigte sodann Müller in zwei Miniaturportraits<sup>4)</sup>.

Im Kupferstich arbeitete Müller seit 1781 wieder ununterbrochen; 1782 erschien das Blatt: Loth und seine Töchter nach Gerhard Honthorst. Die Widmung ist an den Grafen Romanzow<sup>5)</sup> gerichtet, der im September 1782 mit den russischen Herrschaften in Stuttgart war.

Das theure Bild seiner ersten Frau war Müller's Blick noch nicht entschwunden. Er erhob diese Erinnerung in die höhere Sphäre der Kunst und machte sie dadurch zu einer unvergänglichen. 1783 (—84) entstand nach Tischbein's Gemälde seine berühmte „Tendre Mère“. Die entzückende junge Frau mit dem üppigen, sichtlich geordneten, steil nach aufwärts gekämmten Haar drückt mit der Rechten zärtlich das Kind an sich; um beide ist ein pelzverbrämter Mantel in schöner Anordnung geworfen. Das Blatt wurde natürlich Tischbein gewidmet. Es ist in Wille's glänzender Manier gestochen, besonders der Mantel, in dessen Behandlung M. ähnliche Effekte wie jener Künstler erzielte.

Im nächsten Jahre erhielt Müller aus Frankreich, wo man ihn nicht vergessen hatte, einen Antrag, durch welchen er den Zenith seines Künstlerruhms ersteigen sollte. In einer Eingabe an den Herzog schreibt er darüber d. d. Stuttgart, 1. Sept. 1784: „Es ist Euer Herzoglichen Durchlaucht bereits von dem Intendanten und Obersten der Anzeige gemacht worden, daß ich durch den französischen Minister Comte d'Angiviller<sup>6)</sup> den Ruf nach Paris erhalten, um daselbst des Königs Porträt in Kupfer zu stechen. Da ich es aber bisher vor meine unterthänigste Pflicht gehalten, jeden andern Vortheil demjenigen Vorzug anzuopfern, daß ich das Glück

<sup>1)</sup> Der spätere Prälat David Bernhard Sartorius (1745—1825), sowie der Jurist Christian Gmelin (Kriminal-Gmelin, 1749—1818) wurden dadurch M.'s Schwäger.

<sup>2)</sup> Es ist uns bisher nicht gelungen, Friedrich Müller's Geburtshaus ausfindig zu machen. — Bei der Taufe am 12. Dez. 1782 waren als Zeugen zugegen: „Oberamtmann Schott von Urach, avus; Senator und Adlerwirth Schnell; Prof. jur. Gmelin in Tübingen; Sartorius, Diakonus bey der Leonhardskirche; Amtmann Speidel in Schönaich; Pfarrer Kellenbenz in Nußdorf; Stuttgarter Amtsdeputirter Schultheis Müller in Bernhausen; Oberamtswäin Schottin in Urach; Oberamtswäin Schottin in Sindelfingen.“

<sup>3)</sup> Dieses Portrait Müller's wurde später durch einen Stich seines Schülers Morace (ca. 1792) in weitere Kreise getragen.

<sup>4)</sup> Irriger Weise hat man diese drei Portraits bisher in Müller's Studienjahre bei Guibal verlegt. Sie blieben im Besitz der Familie, zunächst des Sohnes, Ober-Trib.-Prokurator Albert Schott († 1861).

<sup>5)</sup> Nikolai Petrowitsch Graf Romanzow (1779—1826), russ. Ministerresident in Frankfurt a./M. 1779—96, Minister des Aeußern 1807—12. Er dankte Müller in einem eigenhändigen Schreiben.

<sup>6)</sup> Damals General Direktor der Kgl. Bauten etc., sowie der académie des arts.

habe, in dem von Euer Herzoglichen Durchlaucht mir gnädigt angewiesenen Posten, in meinem Vatterland einigen Nutzen zu schaffen: So konte ich, da bemeldtes Werk in Paris ganz fertiget werden solte, in solcher Rücksicht den Ruf nicht annehmen. Jedoch, weil der Auftrag einer so interessanten Arbeit mir und meinem Vatterland sehr schmeichelhaft seyn muß, so bat ich um die Erlaubniß, das Porträt hier in Stuttgart stechen zu dürfen; und nahm, in Euer Herzoglichen Durchlaucht damaliger Abwesenheit auf Reifen, es auf mich, den Vorschlag zu thun, daß ich, da man mir das Original Gemälde nicht hieher schicken dürfe, mit Höchster Genehmigung meines Gnädigsten Fürsten, auf eine kurze Zeit nach Paris kommen, und von demselben eine ausgeführte Zeichnung fertiget wolte, nach welcher ich es alsdann hier mit gutem Erfolg in Kupfer auszuarbeiten unternehmen könnte. — Da nun dieser mein Vorschlag fast wider mein Vermuthen angenommen worden, auch die übrigen Bedingungen beinahe berichtigt sind, und ich also auf nächst künftiges Früh-Jahr eines Urlaubs von etlich Monaten benöthigt seyn werde; — So ergeth an Eure Herzogliche Durchlaucht meine unterthänigste Bitte, daß auch Höchst-Dieselbe dieß mein Unternehmen eines gnädigsten Beifalls würdigen und durch Höchst Dero gnädigste Protection weiters zu befördern gnädigt geruhen möchten.“

Hierauf erfolgte von Hohenheim d. d. 5. Sept. 1784 eine vorläufige Zustimmung und durch Ordre vom 7. April 1785 die förmliche Erlaubnis nebst Paß. Für die Zeit von Müller's Abwesenheit wurde Leybold zum stellvertretenden Vorstand der Anstalt bestimmt.

So begab sich denn Müller zum drittenmale nach Paris; <sup>1)</sup> diesmal schloß sich ihm der junge Joh. Friedrich Cotta (geb. 1764) an, der sich dort ausbilden und besonders die französische Sprache gründlich erlernen wollte. Müller „gewann Cotta so lieb, daß er, bis er eine königliche Wohnung erhielt, in Paris Tisch und Wohnung mit ihm theilte. Dem Jüngling entstand aus diesem günstigen Verhältnisse der Vortheil, in sehr guter Gesellschaft zu leben und mit einer Menge Kunstansichten vertraut zu werden.“

Das Original, welchem Müller nun gegenüberstand, war ein umfangreiches Gemälde des Akademikers F. Duplessis, das den König im vollen Krönungsornat darstellte. M. schreibt d. d. 8. Mai: „Gleich nach meiner Ankunft gieng ich nach Versailles, um dem Grafen d'Angiviller aufzuwarten. — Seit 10 Tagen habe ich angefangen im Louvre zu arbeiten; mein Original ist sehr schön, aber äußerst schwer und mühsam; es wird mir viel zu schaffen machen.“

Dennoch fand er Zeit zum geselligen Verkehr; am 20. April besuchte er Wille; dieser bemerkt in seinem Tagebuche, er habe ihn mit Vergnügen empfangen und M. sei zum Nachessen dageblieben. Der alte Herr war stolz auf M.'s Berufung. — Seinen Mitschüler Berville fand Müller nun als vollendeten Meister; 1784 war er in die Akademie aufgenommen worden, nachdem er als Probeblatt das Porträt des Generaldirektors Grafen d'Angiviller geliefert.

Auch seine jungen Landsleute Dannecker und Scheffauer traf Müller in Paris an; über sie schreibt er an Seeger d. d. Paris 17. Aug. 1785: „Die beiden Bildhauer werden nächstens nach Italien abreifen. Von diesen kann ich nicht genug Gutes sagen. Sie haben ihre Zeit sehr gut angewandt. Ihr Meister Mr. Pajou gibt ihnen das beste Lob. Ihre Aufführung ist musterhaft“ etc. Er hofft Ende August abreifen zu können. „Mit Verlangen sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ich wieder in meine Berufsgeschäfte eintreten kann.“

Außer jener großen Arbeit scheint Müller damals noch zwei kleine, aber sehr vollendete Zeichnungen ausgeführt zu haben. Es sind dies zwei reizende Kinderportraits<sup>2)</sup>, Brustbilder, welche der alte J. B. Greuze 1784 mit jugendlicher Frische gemalt hatte. — Das eine Mädchen, ein echt französisches Weltkind, mit dem allerliebsten Lockenkopf und dem coquett um den Leib gefehlungenen Brusttuch, wirft einen schelmischen Seitenblick auf den Beschauer. — Sie kann als Symbol der Sirene Paris gelten, von welcher Müller nun auf lange Zeit Abschied nahm.

Am 2. Sept. 1785 schreibt Wille: „M. Müller, de Stuttgart, mon ancien élève, que la cour avoit fait venir de l'Allemagne pour graver le portrait du roi en pied, ayant fini son dessein, est venu prendre congé de nous. Il s'en retourne chez lui par la Flandre, la Hollande et par Dusseldorf, pour voir là, comme partout ailleurs, ce qu'il y a de curieux. Il va même jusqu' à Arolsen, pour y voir notre ami l'habile peintre Tischbein au service du prince de Waldeck. De là il se propose d'aller à Cassel, pour satisfaire son envie d'y voir ce qu'il y a de curieux en tout genre, et retourner ensuite à la cour de Wurtemberg, sa patrie; . . . M. Müller a soupé souvent chez nous.“ — Wir haben hier eine vollständige Reiseroute; ob sie ganz eingehalten

<sup>1)</sup> Noch in der Heimat hatte er den Tod seines verehrten Meisters Guibal († 5. Nov. 1784) zu betrauern gehabt, der von 1777 an Rektor der Kunstakademie gewesen war; die Hohe Karls-Schule begieng ihm zu Ehren ein Trauerfest, Schubart und Stäudlin befangen ihn.

<sup>2)</sup> In der Zeichnung  $\frac{1}{3}$  Lebensgröße.

wurde, wissen wir nicht, gewiß aber war Müller bei Tischbein, der diesen Sommer Weimar besuchte und Wieland entzückt hatte; er wird M. viel von dem Mufenfitze erzählt haben.

Im Jahre 1785 erschien Müller's (seit 1783 vorbereiteter) Portraitstich der berühmtesten Malerin Frankreichs, Louise Elisabeth Vigée-Lebrun (geb. 1755), welche seit 1780 Mitglied der Pariser Kunstakademie war. Um 1781 malte sie dieses ihr Bildnis „mit dem Strohhut“, Kniestück in sehr reizvoller Anordnung. Die Künstlerin schickte unserem Müller „eine eingehende und für den Fachmann lehrreiche Kritik des ersten Probedrucks“. — Das piquant und effektvoll gestochene Blatt trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei. Daß sich derselbe nun auch nach Norddeutschland verbreitete, dafür zeugen 2 Portraitstiche: Moses Mendelssohn (1787), bestellt von der jüdischen Freischule in Berlin und das 1788 im Auftrag einer Brüdergemeinde gestochene Portrait des bekannten Herrnhuter Bischofs Aug. Gottlieb Spangenberg (1704—92). Das Original dazu rührte von dem berühmten Porträtmaler Anton Graff her, welcher als kurfürstlich sächsischer Hofmaler beinahe alle literarischen Größen Deutschlands bis auf Schiller porträtierte. Graff hatte 1787 wegen Uebernahme des Stiches an Müller geschrieben und seitdem blieben die beiden Künstler in Verbindung.

Auch sonst hörte der Verkehr mit den auswärtigen Berufsgenossen nicht auf. Im Oktober 1787 erschienen mit einem Schreiben von Wille zwei von dessen bessern Schülern in Stuttgart, auf dem Rückweg in ihre Heimat; es waren Preisler aus Nürnberg resp. Kopenhagen und Klauber aus Augsburg. — Im Jahre 1788 besuchte der alte Schulkamerade Müllers, nunmehr Direktor der Wiener Kunstakademie, Heinrich Füger, seine Vaterstadt Heilbronn und dürfte sich unterwegs in Stuttgart<sup>1)</sup> aufgehalten haben.

Der Herzog von Mecklenburg und im Vaterlande Herzogin Franziska, der Erbprinz Ludwig Eugen, sowie Prinz Friedrich gaben Müller Zeichen ihres Interesses und Wohlwollens.<sup>2)</sup> Andererseits weihte ihm der im Exil lebende Journalist Wilh. Ludwig Weckhlin (sic!), Herausgeber der Zeitschrift „Das graue Ungeheuer“, einen Hymnus der Bewunderung. —

Johann Gotthard konnte jetzt der Erholung und dem Vergnügen mehr Zeit widmen als früher. Dazu boten im Sommer die reizenden Umgebungen der Stadt reichlich Gelegenheit. Am 16. Juli 1783 waren neben den Mitgliedern der Landschaft u. a. Honoratioren die Lehrer der Hohen Karls-Schule mit ihren Frauen vom Herzog nach Hohenheim eingeladen. „Freudig benutzte jeder die gnädigste Erlaubnis und in kurzer Zeit war eine zahlreiche Gesellschaft herbeigeilt, die ungehindert die geschmackvollen Anlagen und vortrefflichen Gebäude mit Muße betrachten und in diesem ländlichen Tempel umhergehen durfte.“ (Stuttg. priv. Z. 1783.)

Im Winter lud das Theater zum Besuch ein; es hatte bekanntlich damals ausgezeichnete Kräfte zur Verfügung; Joh. Rudolf Zumsteeg war seit 1781 Hofmusik- und Konzertmeister; auch war 1787 Schubart aus der Gefangenschaft entlassen worden und wirkte nun bis zu seinem Tode (1791) als Hoftheaterdichter und Hofmusikdirektor. Er brachte Schwung in das Repertoire: 1788 wurden die „Räuber“ aufgeführt, 1789 wiederholt; erst von da ab kam Schiller's Genius auf dem Boden seiner Heimat zur vollen Geltung.

Müller's Familienverhältnisse waren befriedigend. Nachdem die Zahl seiner Kinder auf 4 angewachsen war, schuf er sich ein eigenes Heim. Am 23. August 1787 kaufte er von dem Hoffeckler Wolfgang Friedrich Hahn das Haus „Beym Bauhof Nro. 388<sup>3)</sup>“, (jetzt Lindenstraße Nro. 21,) um 4050 fl. Dort lebte er von nun an bis an das Ende seiner Tage. — — —

Die Kupferstecherei-Anstalt muß nun unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. „Die der Anstalt gestellte ökonomische Aufgabe war, durch den industriellen Absatz ihrer Erzeugnisse die Kosten der Befordungen und sonstigen Erfordernisse nicht nur zu decken, sondern auch einen Nettogewinn für die Akademiekasse zu gewähren. Neben ihren kleinen Gehältern waren die angestellten Kupferstecher durch Theilgebühren am Reinerlös aus ihren Produkten belohnt.“ Diesen Zweck zu erfüllen, war die Anstalt seit 1782 in der Lage und erfüllte ihn bei der wachsenden Zahl verfügbarer Kräfte je mehr und mehr.

Die erste öffentliche Anerkennung von Müller's Lehrthätigkeit war, wie schon erwähnt, die am 15. Dez. 1781 erfolgte Ernennung von Leybold und Necker zu Hofkupferstechern mit 300 fl. Gehalt, wogegen der ganze Ertrag ihrer Arbeit in die Akademiekasse floß. Für Leybold wurde dies durch Akkord vom 27. Nov. 1785 dahin abgeändert, daß sein fixer Gehalt auf 250 fl. herabgieng, aber die Hälfte des von Prof. Müller taxirten Preises jeder seiner Platten ihm zugeschlagen wurde. In denselben Akkord war Schlotterbeck eingeschlossen, der seit 20. Dez.

<sup>1)</sup> Müller wollte ein historisches Gemälde nach ihm stechen.

<sup>2)</sup> Von allen diesen Herrschaften fanden sich Handschriften in seinem Nachlasse.

<sup>3)</sup> In der fogenannten „Oberer“ oder „Reichen“ Vorstadt, wohin die besseren Klaffen immer mehr aus dem Centrum der Stadt weg zogen.

1781 als ausgelernter Kupferstecher einen Gehalt von 75 fl., und bald darauf, zum Hofkupferstecher befördert, 300 fl. bezogen hatte. Seit 1789 behielt er  $\frac{2}{3}$  seines Verdienstes.

Leybold wurde am 14. Oktober 1789 zum Rang eines Professors erhoben und ihm der Unterricht im Zeichnen und Modelliren nach der Natur unter monatlicher Abwechslung mit den Prof. Müller und Hetsch übertragen, dafür durfte er in Zukunft  $\frac{2}{3}$  des Erlöses seiner Arbeiten für sich behalten.

Heidloff und Eckard erhielten 19. April 1784 provisorische Anstellung als ausgelernte Kupferstecher. Doch schieden sie beide bald darauf aus dem Verbands der Akademie.

Abel und Balleis wurden am 27. Nov. 1785 in die ausübende Anstalt aufgenommen mit einem Gehalt von je 75 fl. Später wurden beide zu Hofkupferstechern ernannt (1786, 1789); Balleis scheint vor Aufhebung der Akademie gestorben zu sein. Abel's Fach waren „Gebäude, Landschaften und taktische Plans, welche bei allen Kupferstechereien am meisten abgehen.“ Im Jahre 1786 suchte ihn der Kunstunternehmer Chrn. v. Mechel aus Basel vergebens in's Ausland zu ziehen. — Hiemit gehen wir zu einer zweiten Gruppe von Schülern über.

Carl Friedrich Morace [zeichnete sich als Künstler E.(rnt) Morace], Sohn eines Kammerdieners, geb. zu Neapel 1767, kam schon 1775 im Alter von 7 Jahren in die Akademie. Er widmete sich später der Kupferstecherei und erhielt 1789 einen akademischen Preis. Am 17. Juni 1790 ward er mit einer Befoldung von 250 fl. zum Hofkupferstecher ernannt. Am 29. Mai 1792 erhielt er Reifeerlaubnis, zunächst mit Fortbezug seines Gehalts. Er gieng nach Italien, später nach Paris.

Wilhelm Christian Ketterlinus, geb. zu Stuttgart 24. Dez. 1766, Sohn eines Quartiermeisters, wurde 1780 (ohne Kostgeld) in die Akademie aufgenommen, und wählte die Kupferstecherei zum Beruf. Um 1790 wurde er zum Hofkupferstecher ernannt mit 250 fl Gehalt.

Nikol. Gottlieb Bärenstecher, geb. zu Ludwigsburg 1769 als Sohn des dortigen „Garçon de Galerie“, inscribirte 1789 als Oppidaner; gieng vom Zeichnen 1791 zum Kupferstecher über.

Ludwig Friedrich Autenrieth, Kaufmannssohn, war geb. zu Stuttgart 1773, inscribirte am 3. Mai 1786 (Oppidaner) und widmete sich dem Kupferstecher.

Friedrich August Seyffer, Oberamtmanns-Sohn, geb. zu Lauffen 1774, inscribirte 1790 (Oppidaner) als Schüler der Kupferstecherei.

Franz Friedr. Heinr. Walter aus Ludwigsburg, geb. 1775, Lieutenants-Sohn, war in der Akademie (ganz frei) 1783—94 und besuchte die Kupferstecherschule.

Der Ausländer Martin Frey, geb. zu Wurzach 1769, kam 1788 in die Kupferstecherschule (Oppidaner); gelangte später in Wien zur Geltung. — Vier weitere Namen können hier füglich übergangen werden. — Im Ganzen 20 Schüler hat Müller während des Bestandes der Karls-Akademie unterrichtet; und wenn auch die meisten von geringer Herkunft und viele mittelmäßig begabt waren, so sehen wir doch einige von ihnen später zu bedeutendem Einfluß kommen oder bedeutende Leistungen hervorbringen, die des Meisters Wort nicht Lügen strafte: „Indessen habe ich mir angelegen sein lassen, meinen Beruf, dem Vaterlande gute Künstler zu bilden mit möglichster Treue und Fleiß zu erfüllen. Auch habe ich den Unterricht fremder Künstler, die der Ruf des Kupferstecher-Instituts hieherzog, zum Nutzen desselben mit Vergnügen übernommen.“ —

Kaiser Joseph's II. Tod und der Beginn der französischen Revolution bilden die Einleitung zu dem ereignisreichen Zeitraum, in den wir nun eintreten.

Nach fünfjähriger Arbeit vollendete unser Johann Gotthard 1790 seine Platte: Ludwig XVI. Es war nicht daran zu denken, ein Kunstwerk von so minutiöser Technik in Stuttgart drucken zu lassen; andererseits ließen es die in Frankreich überhandnehmenden Unruhen nicht rathsam erscheinen, die Platte nach Paris zu schicken. Gleichwohl erhielt Müller im Voraus „die Hälfte des bedungenen Honorars im Betrage von 9000 Lires“ und der König war großmüthig genug, ihm seine Arbeit zu freier Verfügung zu überlassen, worauf die Frauenholz'sche Kunsthandlung in Nürnberg<sup>1)</sup> die Platte käuflich erwarb. Man ließ den Drucker

<sup>1)</sup> Johann Friedrich Frauenholz, dessen Name uns von nun an öfter begegnen wird, war eines Pfarrers Sohn aus Brunst bei Rothenburg a/Tauber. 1790 gründete er eine Kunsthandlung in Nürnberg und stürzte sich nun in eine Menge z. Th. sehr verdienstvoller Verlags-Unternehmungen. Vom Dez. 1790 bis Febr. 1791 hielt er sich in Paris auf, wo er mit Wille in Verbindung trat. Sodann gründete er 1792 mit Erhard und Rößler einen Künstler-Verein. Die Napoleonischen Krieger führten den Ruin seines Geschäfts herbei; er starb nach 1813, seine Erben besaßen die Kunsthandlung noch 1829. — Theilnehmer seines Geschäfts war der große Kupferstecher-Kenner Joh. Andr. Börner (1785—1862.)

Ramboz aus Paris nach Nürnberg kommen und endlich, 1793, erschien der fertige Stich. Der König erlebte die Ausgabe nicht mehr. Unter dem Blatt steht zu lesen: LOUIS SEIZE: „Il voulut le bonheur de sa nation et en devint la victime.“ — Durch dieses herrliche Blatt trat Müller in Konkurrenz mit Bervies früher erschienenem Stiche, was aber dem persönlichen Verhältnis der Künstler keinen Eintrag that. Bervie selbst schrieb an Müller Briefe „voll neidloser Anerkennung“. —

Die große Revolution rief in Stuttgart keine besondere Aufregung hervor, außer in den jugendlichen Köpfen der Karlschule; aber auch hier beschränkte sich die Bewegung auf harmlose Kundgebungen, die in einer muthwilligen Maskerade gipfelten. — In geringer Entfernung von den Grenzen Württembergs war freilich schon 1792 ein Vorspiel der drohenden Drangsale eröffnet worden. Die enthusiastische Aufnahme der Franzosen unter Cuffine im linksrheinischen Süddeutschland führte vom Oktober 1792 bis März 1793 das schwärmerische Treiben der „Clubbisten von Mainz“ herbei, dem durch preussische Waffengewalt ein Ende gemacht werden mußte.

Das Jahr 1793 sollte auch in Schwaben nicht ohne zwei außergewöhnliche Ereignisse, freilich anderer Art, vorübergehen.

Schiller, von schwerer Krankheit halb genesen, entschloß sich zur Reise in die Heimat. In Ludwigsburg, wo er von Ende September 1793 bis zum Mai des nächsten Jahres meistens verweilte, entwickelte sich ein lebhafter Freundesverkehr, besonders mit den Künstlern<sup>1)</sup> Dannecker, Schauflier, Hefsch, Heideloff etc. Alle Künfte wetteiferten um ihn. Sein Liebling war Dannecker, er schuf damals seine erste lebensgroße Porträtbüste von Schiller. Die lebenswürdige Ludovike Simanowitz (geb. Reichenbach) malte neben den andern Mitgliedern seiner Familie auch den großen „Fritz.“

Nicht minder hatte unser Johann Gotthard das Glück, Schiller einen Tribut seiner Huldigung darzubringen und auf's erfreulichste mit ihm in Berührung zu kommen. Es traf sich, daß kurz zuvor der unternehmende Frauenholz eine Porträtgalerie in Kupferstichen begonnen hatte, welche einerseits die Künstler, andererseits die Gelehrten Deutschlands dem Publikum vorführen sollte. Zu diesem Zweck machte Frauenholz Jagd auf die besten Originale. Im Jahre 1791 hatte sich Schiller von Graff malen lassen. Müller stach dieses Bildnis Schillers 1793/94; es erschien 1794 bei Frauenholz als 4. Blatt der Folge von Gelehrten. „Es ist der geistreichste und gelungenste Stich nach einem Schillerportrait.“ Der Dichter stützt den edlen ausdrucksvollen Kopf auf die Rechte und faßt mit der Linken die charakteristische auf einem Tisch liegende Tabakdose. Welch günstiger Zufall, daß noch vor Vollendung des Stiches Schiller selbst nach Württemberg kam! In einem Brief aus Stuttgart (17. März 1794), schreibt er an seinen Freund Körner: „Müller wird vielleicht auf Ostern mit meinem Kupferstich fertig sein.“ Und über das vollendete Werk äußert er sich in einem Brief an Frauenholz, (Jena, 26. Mai 1794): „Die Arbeit ist vortrefflich ausgefallen, der Stich voll Kraft und doch dabei voll Anmuth und Flüssigkeit. Auch finden es alle, die es bei mir sahen, ähnlich und mehr als sich unter diesen Umständen<sup>2)</sup> erwarten ließ, getreu.“ (Aehnlich in einem Brief an Körner d. d. 12. Juni 1794.) — Dieses warme Urtheil, mit welch' herzlicher Genugthuung wird es unsern Müller erfüllt haben! — — —

Aber ein schwerer Schlag hatte die Akademie und all' ihre Mitglieder getroffen. Herzog Karl, der seit längerer Zeit gekränkelt hatte, verschied am 24. Oktober 1793 zu Hohenheim, wo er seit 1776 und vollends seit seiner Vermählung mit Franziska (1786) fast ausschließlich residirt hatte. Mit ihm schwand die Seele aus seiner Schöpfung. Von den 66 Jahren seines Lebens fallen fast 50 auf seine Regierung. In der ersten Hälfte derselben verschwenderischer Despot und Unterdrücker der individuellen Freiheit, dann Freund der Musen und Anreger geistigen Lebens! — Man weiß, mit welch' edlen Worten Schiller sein Andenken ehrte. Wie auch das Gesamturtheil über ihn ausfallen mag, hier dürfen wir nicht vergessen, was er, obwohl in vielen Vorurtheilen seiner Zeit befangen, für die früher ganz vernachlässigten Künfte gethan, und was ihm auch Müller verdankte.

(Schluß folgt.)

Stuttgart.

Berthold Pfeiffer.

<sup>1)</sup> Vergl. Briefwechsel mit Körner.

<sup>2)</sup> Weil Schiller zu wenig gesehen war.